

Aus Amerika!



Erzählungen aus dem dortigen Volksleben
für
die reifere Jugend.

Mit 8 Illustrationen.

Von **A. Daul.**

Verlag von
Theophil Weber.
Leipzig.

2005 16



Georg Vohse

2005-1665

Aus Amerika!



Erzählungen aus dem dortigen Volksleben

für

die reifere Jugend.

Mit 8 Illustrationen.

Von A. Daul.

Leipzig.

Verlag von Theophil Weber.

1895.

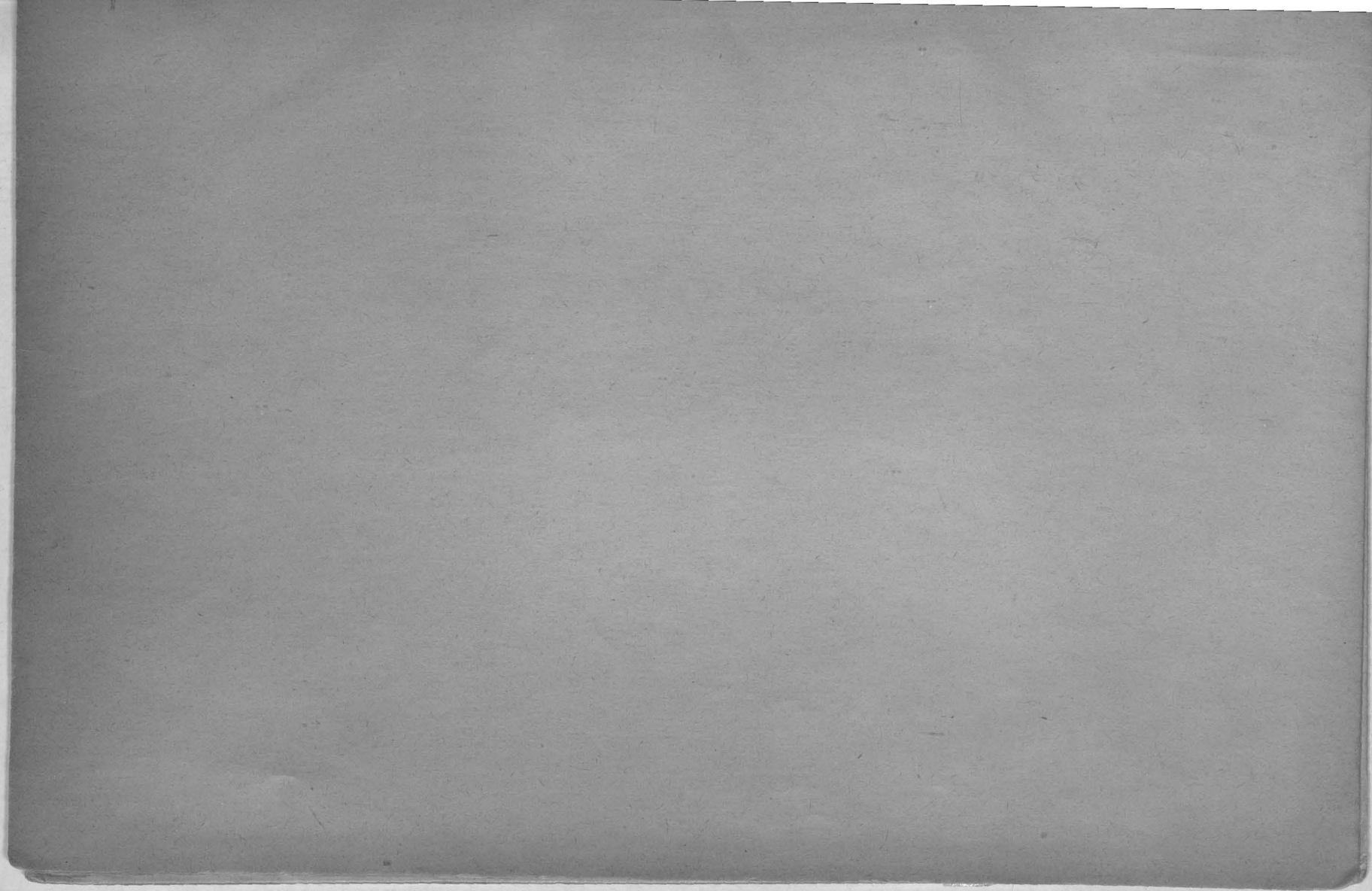


Vorwort.

Keine wilden abenteuerliche und aufregende Geschichten von Indianern, gesetzlosen Banden oder aus dem „Wild-West“ sind hier geboten, sondern meistens sehr einfache, aber doch unterhaltende und durch das fremdartige Gepräge der darin berührten Lebensverhältnisse anziehende Erzählungen aus dem Volksleben Amerikas sind hier gegeben, in denen sich besonders das Benehmen der dortigen Jugend widerspiegelt, deren praktischer Sinn oft in überraschender Weise mit einer seltenen Gemütsruhe und Herzensgüte verbunden ist, und eben darin auch der deutschen Jugend zur Nacheiferung dienen könnte.

Weinheim, im September 1895.

Der Verfasser.



Inhalt.

	Seite
Ein amerikanischer Zeitungsjunge	I
Jenny's Ostereier	17
Christie und die weisse Taube	30
Ein tapferes, kleines Mädchen	40
Doktor Sam's erster Patient	45
Onkel Barlows Heimkehr	59

Inhalt

Seite	
1	Ein amerikanischer Zeitungsjunge
17	Jenny's Oesterich
30	Christie und die weiße Taube
40	Ein tapferes kleines Mädchen
49	Doktor Sand's erster Patient
59	Oskar Barlow's Heimkehr

Ein amerikanischer Zeitungsjunge.

Die Zeitung ist dem Amerikaner so unentbehrlich, wie das liebe Brod. Und da der dortige Geschäftsmann der grösseren Städte dieses Landes gewöhnlich nicht in der Stadt, sondern in benachbarten Orten oder auf dem Lande zu wohnen pflegt, mithin nie so recht daheim ist, als Abends nach Ablauf der Geschäftszeit oder an den Sonntagen, somit sich — so zu sagen — immer in Bewegung befindet, kann er sein Bedürfniss, die Tagesblätter zu lesen, meistens nicht in regelmässigem Abonnement, sondern nur dadurch befriedigen, dass er die betreffenden Blätter kauft, wo sie ihm eben angeboten werden oder wo er sie sonst finden kann. In Folge dieser Verhältnisse sind nun nicht blos an besonders lebhaft begangenen Strassenecken eigene „Zeitungs-Verkaufs-Stände“ entstanden, sondern es hat sich auch eine ganz eigene Klasse von Zeitungsverkäufern, die der „Zeitungsjungen“ gebildet, welche sich grösstentheils aus verwaisten Knaben, und wohl auch zum Theile aus solchen rekrutiren, die in diesem grossen, von Fremden aus allen Herren Länder bewohnten Lande den Ihrigen davon gelaufen sind. Unter diesen Zeitungsjungen befindet sich, wenn auch selten, doch auch manchmal ein Mädchen, dem ebenfalls das traurige Loos beschieden ist, Niemanden mehr zu haben, der sich seiner annimmt.

Diese armen Kinder haben keine Heimat, sondern nur Schlupfwinkel, der Himmel weiss es wo? in denen sie die Nacht über schlafen, während sie des Tages über in den Revieren, welche sie sich selbst unter einander zutheilen, herum laufen und die Zeitungsblätter ausrufen, die sie zu verkaufen haben, und deren in den grossen Städten Amerikas sehr viele in Morgen- und Abend-, wohl auch in Extra-Ausgaben erscheinen. Niemand — in neuerer

Zeit hat die Mildthätigkeit der Amerikaner eigene Anstalten gegründet, in denen die Zeitungsjungen Unterkunft finden, zu essen erhalten und Unterricht geniessen, — kümmert sich sonstens um diese Jungen, ausgenommen die Polizisten, Leute, die meistens verheiratet sind und auch Frau und Kinder daheim haben und deshalb auch ein menschliches Rühren mit diesen verlassenem Kindern fühlen. Unter denselben sind zwar manche Schlingel, aber auch manch' gut veranlagte Natur, und mancher sparsame, ordentliche Zeitungsjunge hat sich von unten hinaufgearbeitet und ist ein ordentlicher, fleissiger Bürger geworden; ja, es giebt in Amerika Beispiele, dass aus Zeitungsjungen wohlhabende und einflussreiche Männer geworden sind.

* * *

Eine Gruppe solcher Zeitungsjungen stand einstens vor dem Zeitungsgebäude des „Boston Herald“ und plauderte miteinander.

„Du, Bill“, sagte einer derselben, seinen Kameraden anstossend, „schau einmal nach dem Jungen, der dort an der Ecke steht. Wer ist denn der?“

Bill, der unter seinen Kameraden eine gewisse Vorzugsstellung einzunehmen schien, folgte dem Fingerzeig des Sprechenden und antwortete demselben:

„Den kenne ich nicht; hab' ihn noch nie gesehen.“

„Sieht er nicht aus, als ob er eben nicht viel verstünde?“ — bemerkte der erstere.

„Jawohl; es ist gerade, als wenn er — nicht recht sehen könnte“, bemerkte Bill darauf, und fügte nach kurzem Besinnen hinzu; „Ich will einmal sehen, wie es mit ihm steht und zu ihm hinübergehen.“

Bill Jack, wie er unter seinen Kameraden hiess, oder William (Wilhelm) Jackson, wie sein eigentlicher Name lautete, schritt rasch und entschlossen über die Strasse und auf den fremden Jungen zu.

„Wie heisst du, mein Lieber?“ fragte er ihn, als er bei demselben angekommen war.

„Joe“ (Joseph) war die Antwort.

„Und sonst weiter noch?“ — examinierte Bill den Fremden.

„Nun, der „Blinde Joe“ heisse ich eben; denn ich kann ja nicht sehen“, lautete die weitere Auskunft.

„Aber wie kommst du denn hierher?“ fragte Bill erstaunt weiter.

„Das weiss ich nicht“, antwortete zögernd und fast stotternd der fremde Knabe und fuhr fort: „Ich kann mich nur entsinnen, dass ich krank und im Spital gewesen bin. Aber ich weiss nicht recht, wie ich hierher gekommen bin, und ich weiss auch nicht, wo ich vorher gewesen bin, ehe ich in das Spital kam.“

Bill schüttelte verdutzt den Kopf. Er wusste nicht, was er davon denken sollte. Dann fragte er, nur um zu fragen: „Aber wie kommst du denn an diese Strassenecke hierher?“

„Sie haben im Spital gesagt, dass ich wieder gesund sei und daher nicht länger mehr bleiben könne. Irgend Jemand brachte mich auf die Eisenbahn, setzte mich in einen Wagen und ordnete an, mich nach Boston hierher zu bringen. Und als sie mich dann auf die Strasse stellten, wusste ich nicht, wohin ich gehen sollte; denn ich kann ja nicht sehen. Und so ging ich halt weiter, bis hierher; wo ich mich anhielt und mich besann, was ich weiter thun sollte.“

Das war die Auskunft, die der fremde Knabe gab. Sie genügte aber Bill noch nicht, und er fragte ihn, ob er denn keinen Vater, keine Mutter habe?

„Ich weiss nicht, ob ich solche habe“, gab der Fremde fast schluchzend zur Antwort, und fügte dann hinzu: „Mein Kopf schmerzt mich immer so sehr, sobald ich nur versuchen will, zurückzudenken?“ —

Da war nun ein Knabe, noch ärmer, noch verlassener, noch unglücklicher, als ein Zeitungsjunge. Der Gedanke oder ein ähnlicher mochte im Innern Bills herumarbeiten. Nach einer Pause aber ergriff er entschlossen des fremden Knaben Hand und sprach in möglichst herzlichem Tone zu demselben:

„Nun, wenn du blind bist und weder Vater noch Mutter hast, thust Du am besten, einige Zeit bei mir zu bleiben. Denn wenn du so in den Strassen herum stehst, kann dir leicht etwas Schlimmes widerfahren und kannst sogar getödtet werden. Lass einmal hören, ob du ausrufen kannst: Herald! Globe! Journal! Traveller! — Die Titel der Zeitungen, deren Verkauf die Zeitungsjungen in Boston besorgen — wie andere Jungen.“

„O ja“, lautete die Antwort, und darauf rief der Knabe die vorgenannten Namen so laut aus, als er konnte.

Bill war damit zufrieden und bemerkte: „Das ist recht, das ist gut! Nun gehen wir zusammen in Kompagnie, du rufst jedes-

mal die Blätter aus und ich gebe sie ab und nehme das Geld dafür ein.“

Und nach diesen Worten fasste Bill den blinden Knaben an der Hand und führte ihn die Strasse hinunter. In weniger aber



als einer Stunde Zeit wusste es schon ein jeder Zeitungsjunge der Stadt Boston, dass Bill einen fremden, blinden Knaben adoptirt und bei sich aufgenommen habe. Aber eben so gut wussten sie auch, dass demselben unbedingt freundlich und gut begegnet werden müsse; denn Bill war nicht blos eine sehr gutmüthige, sondern auch eine entschlossene und feste Natur, und liess es nie zu, dass schwächeren oder nicht ganz weltläufigen Knaben übel begegnet werden dürfe. Und so

blieben denn die beiden Knaben Bill und Joe bei einander. Joe that alles, was Bill ihn hiess; obgleich er es gar oft gar nicht verstand, was Bill von ihm wollte, und dieser es ihm erst ausführlich und deutlich auseinander setzen musste, was er von ihm gethan haben wollte. Desshalb gerieth Bill schliesslich auf den Gedanken, dass es bei seinem Schützling auch nicht ganz richtig im Kopfe sein müsse.

* * *

Den Sommer über bewohnte Bill als Nachtquartier eine grosse Wasser-Tonne, welche an einer der Schiffswerften auf einem leeren Platze lag. Er hatte von dem Eigenthümer des Platzes und der Tonne die Erlaubniss dazu erhalten, und so hatte er auch von den Polizisten dieses Distriktes nichts zu fürchten, um so weniger, als alle dem braven Jungen wohlwollend gesinnt waren.

Eines Morgens nahm Bill beim Erwachen erschrocken wahr, dass Joe nicht recht bei sich war, von einem Unfalle auf der Eisenbahn schwatzte und die Arme so in die Luft ausstreckte, als wolle er sich an etwas fest halten. Bill suchte, ihn zu sich zu bringen und zu beruhigen. Und als ihm endlich dies gelungen

war, machte er sich sofort auf, um einen Arzt zu rufen. Denn wenn er auch sonst noch ein ganz unerfahrener Knabe war, merkte er doch nur zu gut, dass es mit Joe sehr schlimm stehe und derselbe sehr krank sein müsse.

Bill hatte es bereits bei einer Anzahl von Aerzten versucht, deren Beistand für seinen kranken Kameraden zu erbitten. Aber keiner wollte sich zu einem Patienten begeben, welcher in einer Wasser-Tonne hause; obgleich Bill dafür zu bezahlen versprach und als Beweis dafür, dass er zahlen könne, eine Fünf Dollar-Banknote vorwies, welche er sich nach und nach erspart hatte. Schliesslich erinnerte er sich des Doktor May, eines seiner regelmässigen Zeitungskunden, und so machte er sich sofort auf, nach dessen Wohnung zu eilen.

„Nun, mein Junge, was kann ich für dich thun?“ fragte Dr. May gütig seinen Zeitungsjungen, als er denselben in seinem Vorzimmer unter den Wartenden erblickte.

„Mein Kamerad ist diesen Morgen sehr schlimm daran, und ich kam hierher, um Sie recht sehr zu bitten, dass Sie nach ihm sehen und ihm helfen wollen“, gab Bill in bittendem Ton zur Antwort.

„Dein Kamerad? Nun, wer ist denn dein Kamerad?“ fragte der Arzt.

„Es ist der blinde Joe“, antwortete Bill, und fügte hinzu: „Wissen Sie, Herr Doktor, es ist der fremde, arme, blinde Knabe, den ich auf der Strasse gefunden habe. Er konnte gar nicht sehen und hatte Niemanden, der sich seiner annahm. Und so wusste ich nichts besseres, als dass ich ihn zu mir nahm. Und so lebten wir denn seitdem mit einander, so gut es eben ging und schliefen zur Nachtzeit in der grossen Wassertonne drunten an der Werft in Master King's Hofraum.“

Wohlwollend hörte der Arzt dem Vortrage des Knaben zu und tröstete den verstörten, von den vielen vergeblichen Gängen erschöpften und entmuthigten Bill mit den Worten: „Nun, ich will mit dir gehen und sehen, was ich für deinen Kameraden thun kann.“

Gesagt, gethan; der Arzt machte sich zurecht und folgte dann seinem Führer zu der merkwürdigen Behausung dieses Patienten.

Als die beiden dann an Ort und Stelle angekommen waren, bedeutete Bill dem Arzt, dass er erst in die Tonne hineinkriechen

müsse, um den Kameraden nach vorne zur Thüre zu schaffen und dann stützen zu können, damit er ihn sehen und untersuchen könne. Dann that er demgemäss auch so, schlüpfte durch das viereckige Loch in den Boden der Tonne, welches er seine Hausthüre nannte, brachte den Patienten zu dieser Oeffnung und hielt ihn so, dass



der Arzt ihn untersuchen konnte. Während aber Bill den armen Blinden so hielt, jammerte dieser ganz erbärmlich. Der Doktor erkannte auch sogleich, dass das Kind im Fieber lag und dass es von hier weg und irgendwohin geschafft werden müsse, wo es gute Pflege finden könne. Und so befahl er Bill, von der nächsten Strasse eine Droschke herbeizuholen.

Der Kranke wurde dann in die Droschke gehoben, und eine kurze Fahrt brachte ihn mit seinen beiden Begleitern zu einem einfachen, aber sonst hübschen Hause in einer ruhigen Nebenstrasse der Stadt, wo der Doktor Bill die Glocke zu ziehen hiess.

Eine ältliche Dame erschien dann in der geöffneten Thür, welcher der Doktor zurief:

„Hier Tantchen, bringe ich einen Patienten für Sie!“

„Nun so schafft ihn nur herein“, lautete die prompte Antwort, „ich habe schon ein Bett für ihn bereit.“

Nach diesen Worten ging sie voran und der Doktor und Bill folgten mit dem Kranken.

Als der Doktor weggegangen, entspann sich folgendes Zwiegespräch zwischen der Dame des Hauses und unserem Bill.

„Der Doktor hat mir gesagt, dass du ein guter Junge bist und dass du dir selber mit dem Zeitungsverkauf deinen Lebensunterhalt verdienst. Wie heisst du denn?“

„Bill Jack.“

„Ist das Dein richtiger Name?“

„Nein, Madame. Ich heisse eigentlich William Jackson. Aber ich bin so lange an den Ruf „Bill Jack“ gewöhnt, dass ich meinen rechten Namen fast ganz vergessen habe.“

„Mein Name ist Frau Jones; aber es ist mir lieber wenn du mich „Tante Susi“ nennen willst. Ich will dich dann auch „Willi“ nennen; denn den Namen „Bill“ mag ich nicht leiden. Wie alt bist du aber, Willi?“

„Bald zwölf Jahre alt.“

„Der Doktor erzählte mir, dass du und Joe miteinander in einer Wasser-Tonne wohntet. Wo und was sind deine Eltern?“

„Mein Vater ertrank auf dem Meere, als ich noch ein ganz kleines Kind war. Meine Mutter aber starb erst vor drei Jahren. Dann aber lebte ich bei einer Frau, die früher neben uns gewohnt hatte. Die aber schlug mich immer; und so lief ich ihr davon. Seitdem habe ich für mich selber sorgen gelernt.“

„Nun sage einmal, möchtest du nicht lieber bei mir hier wohnen und da bleiben, so lange Joe noch krank liegt?“

„O, wie gerne, Madame — will sagen Tante Susi“, rief erfreut der arme Bill aus und setzte hinzu: „Ich kann und will ja gerne dafür Alles arbeiten, was ich kann, und will Ihnen in jeden und allen Dingen auf's gehorsamste sein.“

Und so wurde es denn eingerichtet, dass Willi jedesmal Vormittags und Abends seine Zeitungen verkaufen, die übrige Zeit aber Tante Jones an die Hand gehen sollte. Er arbeitete auch gerne, ar-

beitete was er konnte und betrieb eifriger denn je seinen Zeitungsverkauf. Und was er dann an jedem Tage dabei verdient hatte, das brachte er getreulich jeden Abend Frau Jones heim.

Joe war zwei Wochen lang sehr krank und der Doktor hatte Frau Jones gegenüber wenig oder gar keine Hoffnung an seinem Wiederaufkommen gegeben. Und so kam auch die Nacht heran, in welcher die guten Freunde des armen, verlassenen Knaben ängstlich und besorgt an seinem Bette standen. Denn die Krisis, welche über Leben und Tod entscheiden sollte, nahte heran. Der Doktor stand mit etwas Stärkendem bereit, um die Lippen des Kranken damit zu befeuchten; während Tante Susi ihm sanft zufächelte um den Lebensathem in dem armen, kleinen Körper zu erhalten.

Eine Stunde lang dauerte dieser peinliche Zustand. Es war bereits Mitternacht. Kein Wort wurde gesprochen. Dann endlich liess sich der Doktor, freudig aufathmend vernehmen: „So, die Krisis ist nun vorüber und er schläft jetzt.“

„Wird er leben? flüsterte Willi, der voll Angst und Bangigkeit am Bette nieder- und zusammengesunken war.

„Ja, Willi, ich glaube, aber er muss jetzt eine Zeit lang Ruhe haben, und du musst nun auch zu Bette gehen.“

Als Willi am andern Morgen wieder, wie gewöhnlich, ausging, um seine Zeitungen zu verkaufen, schlief Joe noch ruhig, und Tante Susi sass, ihn bewachend, an seinem Bette. Sie hatte dann ihren Platz auf kurze Zeit verlassen müssen, um draussen etwas Nöthiges zu besorgen. Als sie aber wieder in's Krankenzimmer zurück kam, war Joe erwacht, und erstaunt um sich blickend, fragte er, als seine Augen auf Tante Susi fielen: „Wo bin ich denn? Wo ist Mutter?“

„Du bist bei guten Freunden, die für dich sorgen,“ antwortete ihm diese begütigend. „Aber du musst dich ruhig verhalten und darfst noch nicht reden. Du bist sehr — sehr krank gewesen. Es geht aber jetzt mit dir besser, und sobald du dich mehr erholt hast, will ich dir Alles erzählen, wie du hierher gekommen bist, o Alles!“

Damit schien der Knabe zufrieden gestellt zu sein, so dass er ruhig wieder einschlief. Und er erwachte erst wieder, als Willi von dem Verkaufe seiner Morgenzeitungen zurückgekommen war und sich an das Bett des Kranken gesetzt hatte, um ihn abzu-

warten. Als Joe aber nun erwacht war und auf Willi blickte, fragte er erstaunt diesen: „Wer bist denn du?“

„Wie?“ enwiderte dieser betroffen, „Joe kennt Bill Jack nicht mehr? Du bist ja über drei Monate lang mein Schlafgenosse in der Wassertonne gewesen. Aber sage einmal, kannst du denn jetzt sehen?“

„Freilich kann ich sehen. Ich habe dich aber noch nie gesehen“, war die Antwort des Kranken.

Dies Zwiegespräch wurde von Tante Susi unterbrochen, da ihr dasselbe eine gefährliche Wendung zu nehmen drohte. Denn Willi wusste sich in das Räthsel, das ihm so unerwartet der Genesende geworden war, nicht hinein zu finden. Tante Susi aber fragte, als sie Joe erwacht sah, denselben, ob er sich jetzt wohler fühle?

„Ich glaube dass ich mich besser fühle“, antwortete dieser. „Aber“, sprach er weiter, „Alles kommt mir so fremd und sonderbar vor. Wo ist denn meine Mutter?“

„Gerade das ist es, was ich auch gern wissen möchte“, erwiderte Tante Susi. Wie heisst Du denn?“

„Ich — ich heisse Joseph Stetson“, antwortete der Gefragte. „Ich erinnere mich nur, dass irgend Jemand schrie: ‚Der Zug kommt auf uns zu! Springt hinaus, wenn Ihr Euch retten wollt!‘ Dann geschah ein fürchterliches Krachen. Und — das ist Alles, wessen ich mich noch erinnern kann.“

„Aber du darfst jetzt nichts weiter erzählen“, mahnte Tante Susi. „Denn das erschöpft dich zu sehr; Willi und ich, wir wollen nach deinem Vater und deiner Mutter Nachforschungen anstellen, sobald du ein wenig stärker geworden bist.“

Dieser Mahnung folgend, verhielt sich Joe ganz ruhig und blickte nur von Zeit zu Zeit lange und wie fragend auf Willi; worauf er dann wieder fest einschlief. Am Nachmittag kam der Doktor und erfuhr was vorgegangen war.

„Ich habe das erwartet“, sagte er „dass das Fieber sein umnachtetes Gehirn wieder klären würde. Denn ich konnte aus dem, was mir Willi von ihm erzählt hatte, entnehmen, dass es bei dem Knaben da nicht richtig war. „Und“ — frug er Frau Jones — „sagten Sie nicht, dass er jetzt auch sehen kann?“ —

„Ja, wohl“, antwortete diese, „seine Augen sind so klar, wie die eines gesunden Menschen.“

„Das ist mir lieb zu hören,“ erwiderte der Doktor darauf. „Denn ich fürchtete schon, dass er nie wieder sehen würde, und glaube nun, dass dieses Fieber das Beste war, was ihm widerfahren konnte. Nun will ich aber gleich eine Anzeige in eine der Zeitungen setzen lassen; das wird das Beste sein, um von den Angehörigen des Knaben etwas erfahren zu können, wenn er nämlich noch welche hat. Ich wundere mich nur, dass bei dem letzten Eisenbahnunfalle in den Zeitungen nichts von dem Verluste eines Knaben verlautete.“ Letzteres hatte der Doktor mehr vor sich hin, als zu den beiden Anwesenden gesprochen.

Willi aber hatte es doch vernommen und liess sich seinerseits über diesen Gegenstand auch vernehmen, indem er sagte: „Ich weiss von vielen Eisenbahnunfällen, habe aber auch nie von dem Verluste eines Knaben dabei was gelesen. Wenn Sie, Herr Doktor es wünschen, gehe ich in die Redaktionen des „Herald“ oder des „Globe“ und bitte dort, dass ich in den Blättern nachschlagen darf; vielleicht finde ich dann das Rechte.“

Und, ohne erst eine Antwort abzuwarten und in vollstem Eifer, für „seinen Kameraden“ etwas zu thun war Willi fortgeeilt.

Der Doktor aber setzte sich an das Bett seines Patienten und wartete ab, bis derselbe wieder erwache. Nach einiger Zeit liess derselbe sich mit schwacher Stimme vernehmen:

„Mutter ich will zu trinken haben.“

Der Doktor gab ihm zu trinken, und dann fragte Joe wieder: „Wo bin ich denn?“ und „wo ist meine Mutter?“

„Du bist bei Freunden und in Boston. Wir wollen nach deiner Mutter sehen, sobald wir wissen wo sie ist“, antwortete ihm der Arzt.

„Dann ist sie doch nicht auf der Eisenbahn umgekommen?“ lautete die weitere Frage des Knaben.

„Ich weiss das nicht, mein Junge“, gab der Doktor zur Antwort. Wir haben bis jetzt darüber noch nichts erfahren können. Aber, wo lebet Ihr denn?“

„Zu Passadena. Wir fuhren von da weg, um meinen Onkel zu Colebrook, in New Hampshire, zu besuchen, und der Eisenbahnunfall ereignete sich gerade auf dieser unserer Reise,“ antwortete Joe.

„Und wie heisst Dein Onkel“ frug der Doktor weiter.

„Martin Ames“, war die Antwort.

„Nun ist es gut,“ sagte der Doktor darauf und verbot dem

Kranken, noch weiter zu reden; weil ihn dies zu sehr erschöpfen würde. Er redete ihm zu, wieder einzuschlafen und versprach ihm, dass er nach seinem Onkel sende und seine Angehörigen ausfinden wolle.

Joe legte sich auf die Seite und schlief sofort ein. Der Doktor aber setzte sich hin schrieb für das Telegraphenamt folgende Depesche:

„Martin Ames, Colebrook, New Hampshire. Ihr Neffe Joseph Stetson liegt hier und ist sehr krank. Können Sie kommen und nach ihm sehen? 21 Wilsonstreet, Boston, Dr. May.“

Etwa zwei Stunden später, als der Doktor gekommen war, noch einmal nach seinem Patienten zu sehen, aber diesen noch immer schlafend fand, war auch auf seine Depesche schon eine telegraphische Antwort folgenden Inhalts eingetroffen:

„An Dr. May, 21 Wilsonstreet, Boston. — Will sobald als möglich dort sein. Thut Alles was nöthig ist, für den Knaben. Martin Ames.“

„Sie ist von seinem Onkel“, erklärte der Arzt Frau Jones, „und er will morgen früh zeitig hier sein. Er ist offenbar ein tüchtiger Mann, und ich hoffe, dass er auch etwas für Willi als Entgelt, was dieser für seinen Neffen gethan hat, thun wird.“

* * *

Am andern Morgen so ungefähr um 9 Uhr, wurde die Glocke an dem kleinen Hause Nr. 21 Wilsonstreet ziemlich heftig angezogen. Frau Jones eilte zur Thüre. Ein fein aussehender Herr stand vor derselben.

„Ich bin Martin Ames, des kranken Jungen's Onkel“, stellte er sich vor.

„Joe schläft gerade“, antwortete ihm Frau Jones, und lud ihn ein, herein zu kommen und ihn zu sehen.

„Ich glaube nicht, dass ich ihn kennen würde“, antwortete der Angekommene, „da ich ihn, seitdem er ein ganz kleines Kind war, nicht wieder gesehen habe“. Als er nun aber in das Zimmer und vor das Bett des Schlafenden getreten war, rief er schmerzlich bewegt aus: „Was muss aber der arme Junge gelitten haben! Ich bemerke auch, dass er seiner Mutter sehr ähnlich sieht. Wie kam er aber denn hierher?“ fragte er dann Frau Jones.

Frau Jones erzählte nun Alles, was sie von Willi über Joe gehört hatte; wobei sie besonders bemüht war, das edle, aufopfernde Benehmen dieses „Zeitungsjungens“ in das beste Licht zu stellen.

Als sie geendet hatte, gab der Besuch ihr folgende Auskunft über den Knaben und dessen Angehörige: „Meine Schwester, die Mutter dieses Knaben, und ihr Gatte sind beide, vor etwa 4 Monaten, bei einem Eisenbahnunfalle umgekommen. Ich kam nach Boston, um ihre Leichname abzuholen und in Colebrook zu begraben. Ich wusste, dass sie ein Söhnchen hatten und dass das Kind bei ihnen gewesen war. Aber es war mir unmöglich, auch nur die leiseste Spur von dem Kinde aufzufinden. Nach dem Begräbnisse der beiden Verunglückten kam ich nochmals nach Boston zurück und verwendete eine ganze Woche lang auf Nachforschungen, wo dasselbe geblieben sein könne. Aber alle meine Bemühungen waren vergeblich, und so hatte ich nicht die geringste Idee, welchem Schicksale das arme Kind anheimgefallen war. Ich hielt es für todt. Um so mehr war ich durch Dr. May's telegraphische Depesche erfreut, dass der arme Tropf sich wieder gefunden hat. Ich habe keine Kinder und werde den Knaben nun als mein eigenes Kind betrachten. Wer und wo ist aber der Junge, der für ihn so schön und edelmüthig gesorgt hat?“

„Es ist ein einfacher Zeitungsjunge“, gab Frau Jones zur Antwort. „Er ist eine Waise, bringt sich durch den Zeitungsverkauf fort und lebte — in einer Wassertonne, wohin er Dr. May zu kommen und nach dem Kranken zu sehen bat, als denselben ein Fieber erfasst hatte, und von woher der Arzt den Kranken hierher brachte, um ihn zu pflegen und zu retten.“

Als die Beiden sich soweit über die obwaltenden Verhältnisse verständigt hatten, kam gerade jetzt auch der Doktor dazu. Auch Joe war wieder erwacht. Nachdem der Arzt erst seinen Patienten untersucht hatte, wurde er auch mit seinem Onkel bekannt gemacht, der den Arzt angelegentlich fragte, wie bald der kranke Knabe fort und nach seinem Wohnorte geschafft werden könne?

„Jedenfalls nicht vor einem Monat“, lautete die Antwort darauf. „Er hat ja die beste Pflege hier“, bemerkte der Arzt. „Frau Jones ist eine erfahrene Krankenwärterin, und ich kenne Niemanden dem ich meinen Kranken besser anvertrauen könnte, als ihr.“

„Ich will ihn natürlich nicht eher von hier weg nehmen, als bis es mit vollster Sicherheit geschehen kann“, erwiderte der Angekommene darauf. „Darum bitte ich, Jedes und Alles für ihn thun zu wollen, da ich von Herzen gern Alles dafür bezahlen

werde.“ Dann aber nach einer kurzen Pause, bemerkte er noch: „Frau Jones hat mir von dem Zeitungsjungen erzählt, der sich des Knaben in seiner schlimmsten Noth so brav angenommen hatte. Denn auch ihn will ich zu mir nehmen.“

„Das freut mich sehr“, erwiderte der Doktor, „denn ich glaube in diesem Jungen steckt Stoff zu einem tüchtigen Manne, wenn ihm nur die Gelegenheit gegeben wird, sich dazu entwickeln zu können. — Aber — da kommt er ja gerade selber!“

Willi betrat das Haus, rieb aber erst sorgfältig seine Schuhe ab und hing seine Mütze draussen im Hausgange an einen Nagel, ehe er in das Zimmer trat, in welchem der Doktor und Herr Ames sich befanden. Er war zwar in einen alten abgetragenen Anzug gekleidet; der aber war so reinlich und sauber als möglich gehalten. Auch Gesicht und Hände waren reinlich gewaschen und gehalten und das Haar geordnet (Dinge, welche bei Zeitungsjungen sonst wenig Beachtung zu erhalten pflegen). Seit Willi bei Tante Susi lebte, hatte er gelernt, ganz besondere Sorgfalt auf sich zu wenden und sich immer sauber und reinlich zu halten. Als er nun in das Zimmer getreten war, rief ihn der Doktor mit den Worten heran:

„Willi, nun komm einmal her und begrüsse Herrn Ames, den Onkel Joes, deines Kameraden.“

„Ich bin sehr erfreut, dich zu sehen, mein Junge, und zu hören, wie gut du für Joe gesorgt hast“, sagte dieser zu dem erröthenden, verlegen gewordenen Knaben und zog ihn zu sich heran.

Endlich fand er Worte und sagte! Auch ich freue mich sehr, Sie zu sehen, und zu vernehmen dass Joe nun eine gute Heimat findet. Ich werde mich,“ setzte er aber nach einer kleinen Pause hinzu,“ sehr verlassen fühlen, wenn er weggegangen ist.“ Dabei trat ihm so mächtig das Nass in die Augen, dass er hinweg und an das Fenster trat und sich abwendete.

„Ich denke aber gar nicht daran, ihn von dir weg zu nehmen —“ suchte Herr Ames den Jungen zu beruhigen.

„Sie werden —“ wandte sich dieser betroffen um und Herrn Ames zu, „Sie werden doch nicht wollen, dass er wieder in der Wassertonne mit mir leben solle.“

„Nein, das gerade nicht!“ entgegnete ihm Herr Ames lachend. „Das wäre nicht so gut, als vielmehr das, dass ich dich mit Joe

zu mir nehmen will. Willst du mit mir gehen und bei uns bleiben?“ fragte Herr Ames den Knaben, indem er ihn bei der Hand fasste.

„Jawohl, recht gern“, gab dieser freudig zur Antwort, bemerkte aber dann im gesetztesten und ernstesten Tone, „das heisst, bis ich noch so viel verdient habe, um den Doktor bezahlen zu können.“

„Das will ich schon besorgen“, entgegnete ihm Herr Ames. „Du hast dich des armen, verlassenen Joe so edelmüthig angenommen, und da ich kein eigenes Kind habe und Joe an Kindesstatt annehme, fürchte ich, dass er sich ohne dich sehr einsam fühlen werde. So möchte ich dann auch gleich dich mit ihm heim nehmen, dass ihr bei einander bleiben und einander Gesellschaft leisten könnt.“

* * *

Eines Tages, als Joe so weit wieder hergestellt war, dass er wieder das Bett verlassen konnte, sagte er zu Frau Jones, mit welcher er sich gerade allein im Zimmer befand: „Tante Susi, jetzt weiss ich, warum ich Willi so gern habe.“

„Nun was meinst du denn, mein Lieber?“, fragte verwundert die alte Dame.

Und Joe erzählte ihr, dass er geträumt habe, als habe er einmal mit Willi zusammengelebt, und derselbe für ihn Sorge getragen, während er blind gewesen sei.

Frau Jones war nicht wenig überrascht, als sie vernahm, dass Joe, was er doch wirklich erlebt hatte, für einen Traum halte. Und so setzte sie ihm dann auseinander, dass Willi wirklich sich seiner, als er verlassen und blind gewesen sei, angenommen und für ihn gesorgt habe, bis sie beide in ihr Haus gekommen wären.

Und als später Willi nach Hause kam und in's Zimmer trat, rief ihn Joe zu sich heran und sagte zu ihm:

„Ich habe Frau Jones von einem Traume erzählt, den ich gehabt zu haben glaubte, und sie sagte mir, dass es kein Traum gewesen sei, sondern, dass ich wirklich blind war und du dich meiner so liebevoll angenommen hast. Und nun verstehe ich auch warum ich dich so gern habe. Und wie freut es mich nun erst recht, dass wir miteinander gehen dürfen. Ich glaube, ich würde, wenn du nicht mit dürftest, auch nicht mit dem Onkel gehen, sondern lieber hier bleiben.“

„Und so freue auch ich mich“, entgegnete Willi, „mit dir

gehen zu dürfen.“ „Aber,“ meinte er, „wenn du wieder so weit gesund bist, dass du ausgehen kannst, dann wollen wir doch einmal hingehen und sehen, wer jetzt in unserer Wassertonne wohnt: Nicht wahr?“

Und die beiden Knaben statteten auch in der That, ehe sie von Boston abreisten, ihrem seltsamen, früheren Wohnsitz, der Wassertonne, einen dankbaren Besuch ab. Und als sie mit Herrn Ames die Stadt verliessen, stand eine Anzahl von Zeitungsjungen an der Eisenbahn, um ihre bisherigen Kameraden fortfahren zu sehen. Joe gab einem jeden ein Geschenk, schüttelte jedem derselben die Hand und — liess so manchen frohen Knaben zurück, welcher den Scheidenden mit Thränen der Dankbarkeit in den Augen nachsah.

* * *

Frau Ames, oder Tante Alice, wie sie am liebsten angeredet werden wollte, nahm die Ankommenden mit vieler Güte und Freude auf, und Willi musste ihr alles von Joe, ihm selber und seiner Wasserfasswohnung erzählen. An einem der nächsten Tage, als Herr Ames gerade von einem Geschäftsgange wieder heimgekommen war, sagte er zu Willi:

„Ich glaube, ich will dir einen anderen Namen geben. Ich bin bei einem Rechtsanwalt gewesen und habe mir die nöthigen Papiere verschafft, nach welchen ich dich für meinen Sohn annehmen und dich von nun an William Jackson-Ames nennen darf. Ich will dich gesetzlich adoptiren, und so darfst du mich von nun an Vater und meine Frau Mutter nennen.

Willi sah voll Erstaunen von dem Einen zum Andern. Er hatte doch so lange für sich selber gesorgt, dass es ihm gar nicht recht in den Sinn gehen wollte, dass es nun andere Leute übernehmen wollten, für ihn zu sorgen, ihm Vater und Mutter sein wollten. Er versuchte es, zu sprechen, allein die Thränen traten ihm in die Augen und auf Frau Ames zugehend, welche ihm ihre Arme öffnete, sank er nieder auf seine Kniee, legte seinen Kopf in ihren Schooss und brachte kaum vor Schluchzen die Worte heraus: „Ach wie glücklich bin ich!“ —

Einige Wochen später gingen Willi und Joe fleissig mit einander zur Schule, um den versäumten Unterricht nachzuholen, und so hielten sie zusammen, dass Willi es verschmähte, in eine höhere

Klasse aufrücken zu dürfen, wenn Joe allein bleiben sollte, und Joe — denkt nur, was Willi sagt, dass es das Rechte sein müsse.

Herr und Frau Ames ermüdeten gar nicht, von den beiden Jungen zu erzählen, wie brav und gut geartet sie seien, und hielten es für einen der glücklichsten Tage des Lebens, an welchem sie Bill Jack als ihren Sohn adoptirt hatten.

Jenny's Ostereier.

Es war in dem Hofraum einer Farm (eines amerikanischen Bauerngutes), wo die Farmerin eben im Begriffe war, den Hühnern aus einem Teller Gerstenkörner vorzuwerfen und sich mit Jenny, ihrem Töchterchen, höflich an der Gier ergötzte, mit welcher die Thiere nach dem Futter hüpfen, flatterten, scharren und kluckten. Und als nun der Teller geleert war, wandte sich die Frau mit den Worten an das Töchterchen. „Sie alle, den „Scheck“, das „Rothkäppchen“, die vier gelben „Cochinchinas“ und „Dona Maria“, die Spanierin, übergebe ich nun dir von heute ab zum Füttern und zur Pflege. Halte sie gut, damit sie brav legen. Denn ihre Eier darfst du für dich selber sammeln, um sie zu Ostern gut verkaufen zu können. Und was du dann daraus lösest, das soll dein Feiertagsgeld für Ostern sein, mit dem du thun darfst was du willst.“

„O Dank, vielen Dank! liebe Mutter!“ rief Jenny hochofrenut aus, während ihre braunen Augen lebhaft erglänzten. Das wird herrlich werden! Denn dann kann ich mir eine neue Feder auf meinen Hut kaufen und ein paar schöne Handschuhe anschaffen und auch in die Sonntagsschule ein schönes Ostergeschenk bringen. Und in ihrer lebhaften Einbildung sah das kleine Landmädchen fast schon ihre von der Arbeit rauh gewordenen Händchen statt in den bisherigen gestrickten, in zwei modischen, feinen Handschuhen stecken. Denn gestrickte oder baumwollene Handschuhe hatte die sparsame Mutter hinreichend gut für ihr Töchterchen erachtet; um so mehr, als eben nicht gar viel Geld auf einer so kleinen Maryland-Farm verdient werden konnte, um sich solche Dinge gestatten zu dürfen, wie Federn auf den Hut, und noch weniger feine lederne Handschuhe.

Nie wurden sechs Hennen regelmässiger und sorgsamer ge-

füttert und gepflegt, als diejenigen, welche Frau Stass ihrem Töchterlein anvertraut hatte. Die ganze Zeit her erhielten sie warmes Futter zum Frühstück und gelegentlich auch als besondere Leckerbissen Fleischabfälle aus der Küche und vom Tische. Dagegen lohnten sie ihrerseits eine solche sorgsame Pflege auf das nobelste und Jenny's Vorrat an weissen und rahmfarbigen Eiern nahm in der „Osterecke“, wie das Mädchen den Platz im Küchenschränke nannte, in welcher sie die gesammelten Eier aufbewahrte, immer mehr zu.

Mehrere andere Farmermädchen der Nachbarschaft pflegten ihre Eier an die in der ganzen Umgegend als „Frau Holstein“ bekannte Frau zu verkaufen, welche in einem grossen, auf einem Hügel stehenden Hause wohnte. Und wenn Jenny dort hie und da ebenfalls Besuche abstattete, pflegte sie jetzt ihren Freundinnen gegenüber zu prahlen, was sie mit ihrem Eiergelde zu Ostern alles anfangen wolle.

„Es ist nicht gut, die Hühner schon zu verkaufen, ehe sie ausgebrütet sind“, warnte sie Herr Holstein eines Tages, als er, sein Pfeifchen gemütlich rauchend am Kamin sass, und mit anhörte, wie Jenny der Frau Holstein ihre Luftschlösser vormalte.

„Das ist schon wahr!“ entgegnete das Mädchen, lachend, aber seht, die meinen brauchen blos gelegt, nicht ausgebrütet, zu werden, und das ist jetzt bereits schon halbwegs geschehen.“

Und dann hüpfte sie nach einem solchen Besuche und nach einem solchen Gespräche wieder frohgemut den Hügel hinab, der Heimat zu, mit Schritten und einem Herzchen so leicht, wie das leere Körbchen, das sie in der einen Hand schwang.

Aber schon am nächsten Tag musste Jenny etwas Schlimmes erfahren, denn „Dona Maria“, die schöne schwarze Spanierhenne war plötzlich verschwunden. Ihre junge Herrin suchte den Garten, den Hofraum, die ganze Scheune nach ihr ab. Aber alles Suchen war vergebens; bis endlich Jack, der schwarze Knecht ihrer Angst und Sorge wieder die Sprache gab, indem er ihr sagte, dass sie nicht weiter nach der alten Henne suchen sollte; denn er habe Tim Cäters bösen Hund mit etwas, was er im Maule trug, über die Strasse laufen sehen, und das sei sicherlich die Henne „Dona Maria“ selber gewesen.

„O, ganz gewiss war sie es; ganz gewiss war sie es!“ rief

Jenny schluchzend aus und warf, voll von Schmerz und Kummer erfasst, ihre Schürze über den Kopf, um sich einzuhüllen und nichts mehr sehen zu dürfen. Dann aber brach sie in lautes Klagen aus: „Dieser schlimme, schreckliche Tim und sein abscheulicher Hund sind die Marterwerkzeuge meines Lebens!“ Denn erst im vorigen Sommer hatte dieser Junge, Tim Carter, ein wahrer Kobold, der überall Unheil anrichtete, nicht bloß Jennys Blumenbeet geplündert, sondern sein hässlicher Hund auch noch ein kleines niedliches Gänschen, das kaum die ersten Fläumchen erhalten hatte und das so hübsch war und Jenny so lieb hatte, wie ein Kanarienvöglein, erschnappt und davongetragen.

Noch manche Thräne vergoss das Mädchen während einer schlaflosen Nacht über das harte Schicksal, das ihre „Dona Maria“ hatte erfahren müssen und Jenny fühlte, dass sie das nimmer vergessen und Tim und seinem hässlichen Hunde diese That nimmermehr vergeben könne.

„Thierchen, jetzt müsst ihr noch fleissiger legen, um den Verlust meiner armen „Dona Maria“ zu ersetzen,“ sprach Jenny traurig zum „Scheck“, den „Rotkäppchen“ und den „gelben Cochins“, welche so zahm waren, dass sie ihrer Herrin das dargereichte Futter aus der Hand frassen. Ob die Thierchen nun jene Aufmunterung verstanden hatten oder nicht, so befand sich, als der Charfreitag herangekommen war, in Jennys Geldbeutelchen ein und einhalber Dollar und in der „Osterecke“ zählte sie volle sechs Dutzend frischer Eier.

„Sie müssen mir 25 Cents das Dutzend eintragen,“ sprach Jenny laut zu sich, „so dass ich gerade drei Dollar zusammen haben werde.“ Am Samstag war sie schon früh aufgestanden, um ihre kostbare Ware selber nach dem nächstgelegenen Städtchen zu Markte zu bringen, um aus dem Erlöse derselben auch zugleich ihre Einkäufe für den frohen Ostertag besorgen zu können.

„Frische mir bloß die Seidenbänder an meinem letzten Sommerhut etwas auf,“ bat sie die Mutter, ehe sie wegging, „so dass sich die hübsche Feder, die ich mitbringen werde, darauf gut annimmt.“ Und im Geiste malte sie sich schon aus, wie ihre Freundinnen nicht bloß über die neue Feder auf dem Hute, sondern noch mehr über die feinledernen Handschuhe staunen werden, in denen sie am Ostermorgen zur Kirche kommen werde. „Es

scheint, dass die kleine Jenny sich in einen wahren Pfau verwandeln will,“ bemerkte, nachdem das Mädchen weggegangen war, Herr Stass, ihr Vater zu seiner Frau: „O, all diese Farmer mädchen, besonders in den Jahren, haben etwas Putz so gerne,“ gab die Mutter darauf zur Antwort. „Und ich möchte darauf schwören,“ fuhr sie fort, „dass Jennys Herzchen so rein ist wie Gold und dass es wenig oder gar nichts ausmacht, ob ihre Händchen in baumwollenen oder feinen Lederhandschuhen stecken. Wir können dem guten Kinde allerdings nicht viel geben, mit dem es sich putzen könnte. Und so lassen wir ihr ihre selbstgeschaffene Freude ungetrübt und lassen sie mit dem, was sie sich durch ihren Fleiss verdient hat, anfangen was sie will.“ Liebevoll blickte sie der kleinen Figur ihres Töchterchens nach, welche ihren wohlverwahrten und bedeckten Korb mit den Eiern aufs sorgfältigste trug, bis sie um die Strassenecke hinüber verschwunden war.

Es war ein milder Aprilmorgen. Gesträuche und Bäume waren in einen zarten grünen Duft gehüllt. Der Eindruck aber, den das neu erwachende Leben der Natur auf das empfängliche Gemüt des Mädchens ausübte, während es seinen Weg zur nächsten Eisenbahnstation verfolgte, an welcher die Züge anhielten, die zum nächsten Städtchen führten, machte das Blut in ihren Adern rascher pulsieren. Und als sie sich so rundum umgeben und mitten in dem jährlich wiederkehrenden Wunder der Auferstehung der Natur sah, fühlte sich Jenny so froh und so wohl, dass sie mit dem Munde eine fröhliche Weise vor sich hinsummte, während in ihrem kleinen Hirne ein Wirrwar von Eiern, Hutfedern und feinen Lederhandschuhen herumtanzte.

„Ich muss aber wenigstens 75 Cents für die Ostergabe zur Schule sparen,“ sprach sie laut und entschieden vor sich hin, als sie plötzlich in ihrem Nachsinnen und Berechnen von einer bittenden Stimme unterbrochen wurde, welche im gräulichsten, unnachahmbarsten irländischen Dialekte etwa so viel lautete als: „O, süsses Fräulein, um des Himmelswillen komm und hilf meiner armen Mutter und den beiden Kleinen, welche sonstens an diesem ungesegneten Tage verhungern müssen.“

Erschrocken wandte sich Jenny nach der Stimme um, um in ein schmutziges, von Thränen beflecktes Gesicht eines ganz von unbeschreiblichen Wehe erfassten kleinen Burschen zu blicken,

während ein paar flehentlich aussehende Augen zu ihr aufschauten. „Was? Wo?“, fragte Jenny, erschrocken zurückweichend von dem so plötzlich und so unerwartet an sie gestellten Verlangen.

„Ganz in der Nähe, in einer Hütte und oh! — kommen Sie doch rasch oder die Mutter stirbt!“ Und in seiner Aufregung ergriff der Kleine ihre Kleider und versuchte sie nach der Richtung hin zu ziehen, wo eine zerfallene, verlassene Hütte auf einem leeren Platze in der Nähe der Eisenbahnstation lag.

Halb erschrocken liess sich Jenny von dem Jungen fortziehen, welcher ihr auf dem Wege erzählte, dass er Micke Sallivan heisse und dass die „Familie“ erst vor Kurzem aus Irland angelangt und auf der Suche nach dem Vater begriffen war, der irgendwo im Staate Maryland, wo aber, das wüssten sie nicht, sein müsse. Dass aber dann die Mutter, die schon auf dem Schiffe sehr krank gewesen war, immer kränker wurde, so dass sie gezwungen waren, ihre Zuflucht zu jener Hütte zu nehmen.

Es war in der That ein erbarmenswerter Anblick, der sich Jenny hier darbot, als sie die nur noch halb in ihren Angeln hängende Thüre geöffnet und über die Schwelle dieser elenden Behausung getreten war. Das Jammern, welches aus dem Inneren ertönte, erweichte ihr Herz. Dann schrieen auch zwei ganz abgemagerte kleine Kinder nach Brot, während die Mutter, übel vom Schiffsfieber mitgenommen, halb bewusstlos auf einem Haufen Lumpen in einer der Ecken der Hütte lag.

„Sie sagen dort am Platze (der Eisenbahnstation), dass sie keinen Bissen Brot und keine Suppe übrig haben. Und ich habe gestern den letzten Pfennig für Milch für die Kleine ausgehen müssen“, erklärte Mike, der Führer Jennys.

„Arme, arme kleine Dinger!“ rief Jenny aus, und von leicht erregbarer Natur wie sie war, zog sie rasch ihr Geldbeutelchen hervor und leerte den ganzen Inhalt desselben in die Hand des Knaben aus, indem sie ihn hiess, in den unfernen Kramladen an der Windung der Strasse zu laufen um Brot, Thee und Milch her zu holen. Während nun der Knabe erfreut davon eilte, versuchte das Mädchen vor Allem ein kleines Holzfeuer in dem rostigen, halb zerfallenen Kamine anzumachen, an welchem sie dann mittels einer alten Blechpfanne, welche sich vorfand, ein halbes Dutzend ihrer „Ostereier“ für die Hungrigen zubereite.

Die kleinen Schreier hielten mit ihrem Gejammer inne und blickten verwundert der Fremden zu. Und als nun die Eier fertig waren, war es prächtig mit anzusehen, wie die Kleinen voll Gier nach der Speise haschten, wie sie selbe verzehrten und dann ihre abgemagerten, klauenartigen Händchen nach noch mehr ausstreckten. Aber die kranke Frau erholte sich erst wieder, als, nachdem Mike mit dem Thee zurückgekehrt war, sie eine Tasse des warmen Getränkes erhalten hatte. Dann konnte das arme Weib wohl mit schwacher Stimme sprechen, was aber Jenny nicht verstehen konnte. Nur der Dank, der aus ihren irländischen blauen Augen sprach, war dem Mädchen verständlich und fühlte sie sich damit völlig für ihr Samariterwerk belohnt.

Nahrung und Wärme brachten bald wieder Farbe und Leben in die blassen Gesichter der Armen und als Jenny sich erinnerte, dass es Zeit sei, sich auf den Weg zu machen und aufstand, um fortzugehen, erfassten die Kleinen ihre Kleider und wollten sie nicht fortlassen. Die Mutter aber rief ihr, als sie sich losgemacht hatte und wegging nach: „Die Heiligen segnen dein liebes Gesicht! Denn du warst der wahre und wirkliche Osterengel zu mir und meinen armen Geschöpfen an diesem Tage gewesen!“ — Ein kurioser Engel in Haube und Rock, lachte Jenny vor sich hin, als sie wieder ihren Korb aufnahm und im Fortgehen noch versprochen hatte, morgen wieder kommen und nachsehen zu wollen.

„Aber ein wirklicher trotz Allem,“ liess sich, vor sich hin redend Mike verlauten, der jenen Selbstspott Jennys vernommen hatte.

So hingerissen von dem Elende, das sie gesehen und so viel als möglich gelindert hatte war Jenny gewesen, dass, als sie nach der Eisenbahnstation eilte, sie erst jetzt gewahr wurde, dass diese irländische Einwandererfamilie wirklich ihre feinen ledernen Handschuhe ganz und gar aufgezehrt hatten. Und in fast hysterisches Gelächter ausbrechend, wollte sie sich darüber verwundern, dass das von dem für jene Handschuhe bestimmt gewesene Geld gekaufte Brot, Eier und Thee keinen Ledergeruch an sich gehabt hatten. „Die schöne Hoffnung, alle meine Freundinnen über meine fein bekleideten Hände erstaunen zu machen, ist jetzt, ach! dahin!“ seufzte sie. „Aber trotzdem denke ich nicht im geringsten daran, das, was ich gethan, bereuen zu wollen, obwohl auch noch neben-

bei ein halbes Dutzend meiner „Ostereier“ darauf gegangen ist,“ setzte sie hinzu.

Der Zug, mit welchem sie anfänglich zur Stadt hatte fahren wollen, war schon vor einer halben Stunde vorbeigefahren, weshalb sie nun auf den nächsten warten musste. Glücklicherweise hatte sie sich schon vorher ein Eisenbahnbillet verschafft gehabt und so konnte sie ruhig die Ankunft des Zuges abwarten. Als dann der Zug herangekommen war und Jenny dem Wagen zuschritt in welchem sie einsteigen wollte, bemerkte sie, wie Tim Càrter, ihr böser Feind, einen der hinteren Wagen bestieg und dabei eine Kiste trug, von der sie wusste, dass sie Butter und Eier enthielt, womit ihn sein Herr, der Dorfrichter, jeden Samstag regelmässig zu Markte nach der Stadt schickte.

Es war nur eine kurze Strecke bis zur Stadt und in 20 Minuten hatte sie die Eisenbahn dahin gebracht. Jenny war gerade damit fertig geworden, sich in der Wahl einer weissen oder blauen Feder für ihren Hut zu Gunsten der letzteren Farbe zu entscheiden, als sie in den dunklen, rauchigen Bahnhof einfuhren, wo es an's Aussteigen ging. Gerade als sie ihren Wagen verliess, eilte Tim Càrter, sie fast auf die Seite stossend, grob und rücksichtslos an ihr vorüber, die Kiste nachlässig auf seinem Rücken tragend.

„Der elende, rohe Bursche!“ dachte Jenny, „er will vor allen Anderen der erste auf dem Markte sein!“ sprach sie vor sich hin. Aber schon im nächsten Augenblicke entrang sich ihren Lippen ein Schreckensschrei, denn Tims Fuss war an einen Koffer gestossen, welcher im Wege gestanden war, so dass der Bursche strauchelte und nach vorne hinfiel, wobei die Kiste mit einem erschrecklichen Gekrache auf das steinige Pflaster niederfiel und zerschmettert wurde.

„Die Eier! die Eier!“ jammerte der bestürzte Bursche und stand dann wortlos, wie gelähmt da, während Jenny herbeieilte und den Deckel der Kiste aufzumachen versuchte. Nichts anderes als eine wertlose Masse von Eigelb, Eiweiss und Schalen starrte ihr daraus entgegen, als ihr dies gelungen war. Die Butterstücke oben in der anderen Hälfte der Kiste, von den Eiern getrennt eingepackt, waren von den letzteren nicht beschmutzt worden.

„O liebe, liebe Jenny!“ rief Tim und wandte ihr sein bleiches

Gesicht zu: „was soll ich nun anfangen? Ich getraue mich nicht mehr heimzugehen, denn der Richter wird mich totschiessen.“

Jenny wusste, dass Tim eine üble Strafe bevorstände, denn Richter Greys übermässige Strenge, mit welcher er den Jungen behandelte, war in der ganzen Gegend bekannt. „Es geschieht ihm gerade recht,“ dachte Jenny; „denn der Geist „Dona Marias“, die Erinnerung an ihr „geplündertes Blumenbeet“ und das arme junge „Gänschen“ stiegen vor ihrem Geiste auf. Aber schon im nächsten Augenblicke rief Tims ganz verzweiflungsvolle Lage in ihr ein Gefühl des Mitleids hervor. Denn Alles in Allem genommen war Tims Loos doch ein sehr hartes. Als ein verlassener Weisenknabe ward er an den allerstrengsten, härtesten, an einen ganz unliebenswürdigen Herrn gebunden und Jennys Herz, das die armen irländischen Eingewanderten schon erweicht gehabt hatten, vergass nun auch die diesem Burschen geschworene Rache und mit der teilnehmendsten Stimme fragte sie den Jungen:

„Wieviel Eier waren es?“

„Volle vier Dutzend und alle waren schon bestellt!“ lautete die Antwort. „O der Richter wird mich sicher töten,“ jammerte er und trocknete sich mit seinem Rockärmel die Thränen.

Jenny zögerte. Sollte sie es thun? Dieser Junge hatte sich gegen sie immer schlecht betragen und sich ihr feindselig bewiesen. Aber — noch einmal wehte ihr die blaue Feder im Geiste zu. Dann aber war die Vision verschwunden, ihre Lippen flüsterten dem fassungslosen Burschen zu: „Weine und jammere nicht länger; wenn das Alles ist, kann ich leicht den Schaden ersetzen. Denn ich habe noch fünf und einhalbes Dutzend Eier hier in meinem Korbe und Niemand hat darüber zu verfügen als ich allein; denn sie gehören nur mir.“

„Und das willst du thun, Fräulein Jenny? O, wie dank ich dir, wie dank ich deiner Güte. Ich werde dir das nimmer vergessen!“ — Nach einer Pause setzte er hinzu: „Aber Jenny, du machst mich erschämen, aufs tiefste erschämen vor mir selber!“ Und obwohl er sich nach und nach beruhigte, rieb er doch unaufhörlich seinen Kopf als wenn dieses Mädchen wirklich brennende Kohlen auf sein Haupt angesammelt hätte. Es brauchte wenig Zeit, die Kiste zu säubern und die zerbrochenen Eier durch die

aus Jennys Korb herbeigeschafften wieder zu ersetzen. Dann ging Tim fröhlich seines Weges weiter, während Jenny sich beeilte, rasch an den Auslagen der Kaufläden, welche mit den verführerischsten Dingen für die Osterfeiertage ausgeschmückt waren, vorüber zu kommen. Und nachdem sie den Rest ihrer Eier rasch verkauft hatte, eilte sie wieder nach Hause.

In dem Eisenbahnzuge kam Jenny mit Herrn Holstein zusammen, der zu ihr sagte: „Nun, nun, was machen die ‚Ostereier‘? Wird Fräulein Jenny morgen ihre alten Freunde noch kennen?“

„O was meinen sie Herr Holstein!“ gab das Mädchen zur Antwort, tief errötend. Dann aber sammelte es sich und sagte: „Ich weiss, auf was sie anspielen wollen; ich fürchte aber, dass ich morgen ärger aussehen werde als Jobs Auerhahn, denn der hatte doch wenigstens Federn, während —“ Jenny brach jäh ab.

„Nun, was soll denn das heissen?“ fragte Herr Holstein erstaunt. „Ja das ist und bleibt mein Geheimnis, mein Herr!“ beendete Jenny die ihr peinliche Unterhaltung.

Nur der Mutter vertraute sie an, was sie an diesem Tage für Thorheiten begangen hatte und sie blos mit 25 Cents für das letzte Dutzend ihrer „Ostereier“ zurückgekommen sei.

Frau Stass sagte nichts; aber mit einem zufriedenen Lächeln sandte sie ihr von den Abenteuern dieses Tages müde gewordenen Töchterchen zu Bette.

Am nächsten Tage jedoch zeigten sich die Folgen der erlebten Abenteuer in allen ihren Nachwirkungen. Der letzte Sommerhut sah ohne Federn doch gar zu armselig aus. Die Zwirnhandschuhe waren abgerieben und farbig geworden. Und als Jenny den silbernen Viertelsdollar, ihre ganze Einnahme für ihre „Ostereier“ in der Hand hin und her drehte, kam sie zur Erkenntnis, dass die übrigen Mädchen in ihrer Klasse ihn für ein sehr gemeines, armseliges Ostergeschenk für die Schule ansehen werden. Und so kam es, dass ihr ernstes und liebes Gesicht gar nicht im Einklange mit dem fröhlichen Oster-Sonnenscheine stand, der überall und allenthalben heraus zu schimmern und zu tanzen schien; gerade, als wenn er es wüsste, dass er den fröhlichen Wiederauferstehungstag beschien.

Aber die Schatten, welche Jenny den freudigen Tag zu trüben drohten, verschwanden, als ihr Vater sie rief:



„Komm' einmal heraus mein Herzchen! und sehe dir das schöne Ostergeschenk an, welches dir Eines von deinem Hühnervolke gebracht hat.“

Zur Thüre hinausgehend konnte Jenny kaum ihren Augen trauen, denn hier erblickte sie die Spanierin „Dona Maria“ in leibhafter Gestalt nicht blos, sondern viel lebhafter als vordem, mit wirklich spanischer Gravität daherschreitend, während ihr elf kleine Junge von schwarzem Stoffe und Federchen aufs possierlichste auf dem Fusse folgten.

„O, o!“ rief Jenny erstaunt und erfreut aus. „Du Schlimme! du liebes, herrliches Ding! So bist du doch nicht getödet worden. Aber warte nur, weggestohlen hast du dich, ein heimliches Nest hast du dir gesucht und — — o, nur zu danken, dass ich Tims armen Hund die ganze Zeit her für deinen Mörder gehalten habe. Ja, wenn ich Tim gestern nicht geholfen hätte, könnte ich es mir nimmer vergeben; aber nun bin ich froh und wie froh!“ Und in

ihrem Entzücken von ihrer Freude wollte Jenny die wiedergefundene Lieblingshenne erhaschen und liebkosen, die aber kreischend und mit allen Kräften sich einer solchen Vertraulichkeit erwehrte. Über das Gebahren des Töchterchens seiner Herrschaft aufs höchste gerührt, fing nun gar noch Jack, der schwarze Knecht an zu flehen, wobei er eingestand, dass es sein alter Hut gewesen sei, den Tims Hund damals fortgetragen habe, dass es aber gerade so ausgesehen habe, als wenn es Dona Maria gewesen wäre.

Jenny hatte kaum ihr Frühstück beendet, als ihr wieder eine andere Ueberraschung zu teil wurde. Es war nämlich der kleine Irländer, Mike Sallivan erschienen und zwar um fünfzig Prozent reinlicher als gestern. Auf seinem sommersprossenreichen Gesichtchen glänzte ein glückliches Lächeln und im Arme trug er einen Blumentopf mit einer wunderschönen weissen Lilie. Und sobald er Jenny erblickte rief er aus: „Das schönste dieses Ostermorgens Ihnen, Fräulein! Sehen Sie diese schöne, grosse Blume, ich bringe sie unserm Osterengel! Sie haben uns noch mehr Gutes erwiesen als Sie vermeinen. Denn die gesegneten Eier retteten uns nicht blos das Leben, sondern dieselben brachten uns auch noch unsern lieben Vater.“

„Was? Wie ist das gekommen?“ fragte Jenny erstaunt.

„Nun Fräulein,“ fuhr Mike fort, der Wind trieb die Eierschalen, die ich ins Freie hinausgeworfen hatte, herum und dann kam der Gärtner von dem grossen Hause, das unten am Fusse des Hügels steht herauf, um nachzusehen, woher dieselben kämen. „Was für Landstreicher werden wohl wieder in der alten Hütte hausen und gestohlene Eier u. s. w. schmausen?“ hatte er sich gedacht. Und als er dann die Thüre geöffnet hatte und in die Hütte getreten war, hat die Mutter einen Schrei ausgestossen, der Tote hätte erwecken können. „Mike!“ schrie sie auf. „Mannaneen!“ rief er. Und ehe ich wusste was vorging, war es — mein Vater. Und sollte man es glauben, hier in seiner nächsten Nähe haben wir 10 Tage in grösstem Elend und in der äussersten Not verbracht, ohne nur die geringste Ahnung davon zu haben, dass wir ihm so nahe seien. Und ohne diese gesegneten Eierschalen hätten wir am Ende noch lange in dieser Hütte leben oder sterben können, ehe er uns gefunden hätte.“

„Und war er darüber froh, dass er euch gefunden hat?“ fragte Jenny, nur um etwas zu fragen.

„Und wie froh!“ beteuerte der kleine Mike. Er sprang ja vor Freude förmlich in die Höhe und nahm uns sogleich mit in sein Haus, das in dem grossen Garten am Fusse des Hügels steht. Auch ist er es, der mich zu Ihnen mit dieser Blume schickte, um Ihnen seinen Dank zu sagen.“ „Und das hat er auf eine so schöne und lebenswürdige Weise gethan,“ erwiderte Jenny, dass ich auch ihm für dieses schöne Ostergeschenk von Herzen Dank sagen lasse.“

Und an diesem Ostertage fand sich in der kleinen Landkirche kein glücklicheres und froheres Gesicht als Jenny mit ihrem hübschen Gesichtchen unter dem einfachen Hute ohne Blumen und Federn, und keine süssere und hellere Stimme sang den fröhlichen Refrain „Christus ist erstanden“ mit, als die Jennys. Und auch die Silbermünze wurde als ein gutes Ostergeschenk in der Schule angenommen und gewürdigt.

Jenny aber empfand es, dass ihre Ostereier ein wirkliches Osteropfer im besten Sinne gewesen waren.

* * *

Auf dem Heimwege von der Kirche begegnete ihr Herr Holstein, der sein Pfeifchen rauchend, einen Spaziergang im Freien machte. Der gutmütige, ältliche Herr warf erst einen forschenden Blick auf das Mädchen, dann nahm er seine Meerschampfeife aus dem Munde und deutete mit der Spitze derselben nach einem Hasenschlupfloche in der Heckenumzäunung seines Gartens und sagte zu Jenny: „In meinem Vaterlande (Holstein war ein nach Amerika ausgewanderter Deutscher) bringen die Hasen, welche solche Löcher wie hier machen, braven Kindern „Ostereier“. Möglich, dass den Morgen solch ein Bursche auch eins bringt, darum komme morgen einmal zu uns herauf und siehe danach, ob es so ist.“

„Ich wünschte, er thäte es,“ entgegnete Jenny, welche dieser hübsche Brauch ergötzte.

Und in der That, am Ostermontag morgens entdeckte Jenny in dem angedeuteten Schlupfloche unter blühendem Flieder ein grosses, prächtig verziertes Ei, welches bei seiner Berührung aufsprang und ein paar der schönsten feinledernen Hand-

schuhe und eine herrliche blaue Hutfeder enthielt. Sie passten wie angemessen und waren viel schöner, als man sie im Städtchen erhalten konnte, ebenso war die Feder fein und von schönstem hellblau. Auf einer hübsch verzierten Karte aber stand: „Ein kleines Geschenk für das wackerste Mädchen, vom „Osterhasen.“

„Das ist doch die glücklichste Ostern die ich jemals erlebt habe,“ sprach Jenny vor sich hin, als sie eine Schüssel Hafermehlbrei für „Dona Maria“ und ihre Jungen herbeitrug und selbst Tims Hund, der an der Einfahrt herumschnüffelte, einen Knochen, den sie aus der Küche geholt hatte, zuwarf.

Und seit dieser Zeit begegnet ihr weder Tim, noch sein Hund, schlimm; während unter den Sallivans, die wie das Unkraut gediehen, Mike stets sich glücklich fühlte, Jenny irgend einen Dienst erweisen, für sie einen Gang zu machen, eine Arbeit verrichten zu dürfen.

Und nie hat Jenny die Art und Weise, wie sie ihre Oster-eier verwendet hatte, zu bereuen gehabt.

Christie und die weisse Taube.

Der kleine Christie Brown fühlte sich, obgleich er zu einer sehr zahlreichen Familie gehörte, doch sehr einsam und verlassen. Er war nämlich viel jünger als seine anderen Geschwister, die sich aber auch sonstens immer sehr beschäftigt zeigten. Es war noch kein volles Jahr verflossen, als Christies Eltern aus dem benachbarten Landstädtchen auf diese prächtige, nahe von Ahornwäldern gelegene Farm (Bauerngut) hinausgezogen waren. Da gab es allerdings sonnige Wiesen, durch welche sich ein herrliches, lachendes Flüsschen hinzog, das sich seinen Weg durch das nahe Gehölz herausgebrochen hatte und sich nun von Weidenbüschen bewachsenen Ufern eingefasst dahin wand. Auch ein prächtiger Obstgarten war da in welchem bereits eine Menge der verschiedensten herrlichsten Beeren reiften und von den Kämmen der umgebenden Hügel konnte man die herrlichsten Aus- und Rundsichten geniessen. Christie würde daher vollkommen zufrieden gewesen sein und sich froh gefühlt haben, wenn er nur Jemand gehabt hätte, mit dem er auch ein wenig hätte plaudern und spielen können.

Die Familie Brown liebte ihre neue Heimat, sie war stolz sogar auf dieselbe. Nur ein schlimmes Ding war mit ihrem Besitzer verknüpft; sie war nämlich noch nicht ganz bezahlt und deshalb strengten sich mit den Eltern auch die anderen Kinder so viel wie möglich an, durch ihre Arbeit die noch auf der Farm haftende Schuld so bald als möglich abverdienen zu helfen.

Vater Brown arbeitete demgemäss mit seinen Söhnen fast Tag und Nacht hindurch auf der Farm, sowie Mutter Brown mit ihrer Tochter Susie mit ihnen wetteifernd, emsig daran war, Butter und Käse zu machen, Früchte und Gemüse einzumachen und Beeren zu sammeln, um alles zu Markte zu schaffen und zu ver-

kaufen. Deshalb hatte Niemand Zeit und nahm sich Niemand Zeit auf alle die vielen Fragen, die der wissbegierige Christie immer stellte, zu hören und selbe immer, wie er wollte, zu beantworten. Selbst das Zwillingspaar Delia und Julia, das 12 Jahre, also um 6 Jahre älter war, als der kleine Christie, hatten bereits ihren Anteil an der Arbeit, an welche sie, wenn die Schule aus war, gehen und mithelfen mussten. Und wenn sie ihre Arbeitsaufgabe geleistet hatten, machten sie sich auf und davon, um die Herricks Mädchen zu besuchen, welche jenseits des Hügels wohnten, oder diese waren herüber sie zu besuchen gekommen. Und dabei schien es den Mädchen stets lästig zu sein, wenn sich Christie unter sie mischte oder um sie herum war. Delia und Julia würden aufs äusserste aufgebracht gewesen sein, wenn irgend Jemand hätte behaupten wollen, dass sie ihr Brüderchen nicht gerne hätten. Und Julia schlug ihrer Schwester in der That einmal vor, Christie mitzunehmen, wenn sie zu Herricks gingen, wie sie es früher auch immer gethan hatten, als sie noch im Städtchen gewohnt hatten. Aber Delia sprach sich stets in dieser Beziehung sehr genau und entschieden dagegen aus.

„Nein Julia!“ pflegte sie zu sagen, er würde uns ja allen Spass verderben. Er ist noch so klein, so unbeholfen, dass er sich nicht selber helfen kann. Wir müssten immer anhalten, um darauf zu warten, dass er nachkommen könne, müssten ihm da und dort hinüberhelfen und den anderen Mädchen wäre es erst recht unangenehm, wenn wir den Jungen immer mit zu ihnen brächten.

Und so wurde denn Christie immer zurück und vereinsamt gelassen.

Es war eines Tages, als Christie nach Tische unter den Apfelbaum sich hinsetzte, welcher das gute Zimmer im Farmhause beschattete. Da die Fenster desselben offen standen, hörte er, wie die Zwillinge über einen Ausflug verabredeten, welchen sie mit den Herricks Mädchen nach dem nahe gelegenen Ahorngehölze vorhatten. Er hörte mit an, wie Herrick Joe, der Bruder der Herricks Mädchen in dem Wäldchen eine Schaukel herstellen wollte, auf welcher sie zu zweit sitzen konnten und dass er die Mädchen alle mit Beeren, Rahm und Limonade bewirten wollte, die Zwillinge aber ihresteiles versprochen hatten, den hierbei nötigen Kuchen mitbringen zu wollen.

In seinem kleinen, ehrlichen Herzchen konnte es Christie nicht im mindesten einfallen, dass er an so vielem Schönen und Herrlichen



nicht auch seinen Anteil haben sollte und davon wegbleiben müsse. Er hätte zwar in dieser Beziehung schon viele Male bittere Enttäuschungen erfahren müssen. Aber sein Zutrauen auf die Liebe seiner Schwestern war trotzdem wieder und wieder zurückgekehrt. „Ich glaube fast, sie vergessen es mir zu sagen,“ meinte er und tröstete sich damit, dass er sich vornahm, wenn sie weggingen, sich dann doch jedenfalls ihnen anschliessen zu wollen.

So blieb er denn unter dem Apfelbaume sitzen und wartete bis sie an der vorderen Thüre, welche er übersehen konnte, herauskommen würden.

Mittlerweile flog ein grosser Vogel über den Baum hinweg und Christie sah ihm nach, wie er durch die Lüfte segelte, bis

derselbe hinter dem Hügel verschwunden war. Dann kam eine Heerde Schaaf die Strasse heran und Christie setzte sich, dieselbe besser sehen zu können, auf den Zaun und blieb da sitzen, bis keines der Thiere mehr zu sehen war. Und als er dann zu seinem Sitze unter dem Apfelbaume wieder zurückgekehrt war, hatte das Sprechen drinnen im Zimmer aufgehört und gleich darauf, als er auf das Feld hinaus sah, entdeckte er die Zwillinge, wie sie gerade über eine Steinmauer stiegen, welche die vor kurzem abgemähte Wiese von dem Fusspfade trennte, welcher über den Hügel zu der jenseits derselben gelegenen Henricks-Farm führte.

„Wie?“ sagte er zu sich, „sind sie denn aus der Seitenthüre hinausgegangen und haben mir gar nichts davon gesagt?“ — Dann fing er an, über die Lieblosigkeit der Schwestern bitterlich zu weinen. Plötzlich hielt er aber darin inne; er hatte sich eines Bessern besonnen und lief nun denselben, was er konnte, nach.

In dem vorstehenden Bilde ist Christie trefflich dargestellt, wie er an jenem Sommertage in seinem bequemen, aber ländlichen Anzuge der Knaben jener Gegend, auf dem Zaune sitzend, der Schafheerde nachsah. Seine etwas plumpen Füsse reichen weit über den Knöcheln aus den blauen Sommerbeinkleidern hervor und dazu trägt er eine runde, langarmige Jacke von blau gestreiftem Gingham, die gestärkt und glatt gebügelt ist; denn Mutter Brown pflegt, so beschäftigt sie auch sein mag, ihren kleinen Jungen doch stets sauber und reinlich zu halten. Sein Strohhut, der ihm fast zu weit am Hinterkopfe sitzt, giebt für sein unschuldiges, aber entschlossenes Gesichtchen, bestehend aus einer runden Knospe von Mund, einem kleinen und sommersprossigen Näschen und grossen braunen, ehrlich in die Welt blickenden Augen, einen passenden Rahmen ab.

Christie aber selber kümmerte sich weder um sein Aussehen, noch um seine Kleider, als er über den Zaun kletterte und, so rasch es seine kleinen Beine erlaubten, über das Feld den Mädchen nachlief. Aber sie waren ihm schon so weit voran, dass es ihm fast unmöglich gewesen wäre, sie einzuholen; zumal er hie und da anhielt, um die schönsten Himbeeren zu pflücken, die gar einladend an den am Wege stehenden Stauden und Gesträuchern hingen. Doch hielten die Mädchen endlich an, als sie Christie nachkommen sahen. Als er aber endlich, vom Laufen rotherhitzt

und mit pochenden Herzchen sie eingeholt hatte, sagte Delia etwas barsch zu ihm:

„Nun Christie, warum bist du uns nachgelaufen?“

„Ich — ich — wollte auch zu der — Schaukel; wollte auch Beeren und von dem Kuchen; wollte auch mit euch in das Wäldchen.“

„Aber du kannst nicht mit uns gehen,“ sagte Delia darauf; „denn es sind ja lauter Mädchen da und es würde nicht ein einziger Knabe da sein, mit dem du spielen könntest.“

Thränen sammelten sich in Christies Augen. „Ich würde gewiss recht artig sein und auch nicht im geringsten lästig sein,“ bemerkte er bittend.

Julias weicheres Herz hatte mit dem Brüderlein Mitleid, als sie dessen Thränen bemerkte. „Weine nicht, lieber Christie,“ sagte sie und suchte den Kleinen zu beruhigen. „Wir wollen Dir viele und schöne Dinge mit heim bringen. Darum gehe wieder zurück und heim und sei ein braver, kleiner Bursche. Ich will dir dann auch mein Wettermännchen von Porzellan schenken, wenn ich heute Abend heim komme.“

„Jawohl, gleich gehe zurück und wieder heim!“ liess sich Dalia im befehlenden Tone vernehmen. „Wir können dich nicht mitgehen lassen. Und wenn du nicht folgen willst, dann klage ich es der Mutter und sage ihr, wie lästig du dich uns machst.“ —

Christie wandte sich um; er fühlte einen bitteren Schmerz, die grausamste Enttäuschung schwoll sein kleines Herz voll Groll gegen die harte, böse Schwester an, so dass er gar nicht gemerkt hatte, wohin er nun gegangen war. Die Thränen hatten seine Augen verdunkelt. Und während die Zwillinge ihren Weg weiter verfolgten, stolperte er langsam weiter über die Wiese dahin, kletterte auf die die Strasse abscheidende Mauer, fiel auf der anderen Seite davon auf den Boden herab in ein förmliches Beet von Dornengestrüppe und Farrenkräuter und lag nun da — in herzzerberstendem Schluchzen.

Ein gelinder Wind fächelte seine heissen kleinen Wangen und strich über seinem Kopf dahin. Und über das Feld kam der süsse Geruch der reifenden Aepfel im Obstgarten und des frisch gemähten Klee's herangeweht. Und so wurde Christies Gram nach und nach etwas erleichtert; er begann sich Julias Versprechen zu

erinnern, ihm etwas Schönes und Gutes heim zu bringen und ihm sogar das Wettermännchen zu schenken. Und nun dachte er darüber nach, was sie, die gute Schwester ihm wohl mitbringen würde? Dann wandte er sich mit verschleierten Augen aus dem Dornengestrüppe heraus, fasste sich, suchte die Thränen aus den Augen zu wischen und setzte sich wieder am Wege hin.

Auf einem Baumstumpen, nur wenige Schritte entfernt, erblickte er ein wunderliebliches, weisses Täubchen, das mit zur Seite geneigten Köpfchen ihn mit seinen hellen Aeuglein neugierig zu betrachten schien.

„Liebes, schönes Vögelchen,“ sagte Christie im weichsten und verlockensten Tone zu dem Thierchen und streckte seine Hand nach ihm aus, wohl erwartend, dass das Täubchen davonfliegen würde. Aber, statt dessen hüpfte es von dem Baumstumpen herab und kam ihm immer näher und näher. Offenbar war das Täubchen sehr zahm. Christie sah um sich und als er einen Büschel Beeren bemerkte, pflückte er dieselben und streckte seine Hand damit nach dem Täubchen aus. Das hübsche Thierchen aber hüpfte vollends herbei und begann die Beeren aus der Hand des Knaben herauszupicken. Christie war aufs höchste erfreut. Er liebte ja alle Thiere so sehr und da waren auf der Farm keine anderen so kleine Wesen, als Delias graue Katze und Jim's geflecktes Kälblein.

„Ich will das schöne, liebe Täubchen mit heimnehmen, vielleicht macht ihm dann an irgend einem regnerischen Tage der Vater ein Haus.“

Als er aber versuchte, das Täublein zu erfassen, flatterte es von seiner Hand weg und flog eine Strecke weit in das Feld hinein. Christie folgte dem Täubchen, vermied aber dabei auf das sorgfältigste, es zu erschrecken. Er hatte es fast schon erhascht, als es ihm wieder entwichte und weiter flog. Christie folgte ihm wieder und wieder. Und so gelangte Christie, indem er immer dem wieder davonfliegenden Täubchen folgte, unversehens über das Feld hinweg und gelangte — in das Gehölze.

Soweit war er noch nie vom Hause entfernt gekommen.

Und im Verlaufe dieses Verfolgungsspieles des Täubchens, hatte er es auch schon einmāl erhascht. Er hielt es bereits einige Minuten lang in der Hand, strich über seine weissen, zarten Federchen, fühlte, wie das kleine Herzchen des Vogels zitterte.

Dann nahm er seinen Hut ab und legte das Thierchen in denselben hinein. Dies aber erhob sich schnell wieder, breitete seine Flügel aus und flog wieder weiter in den Wald hinein. Christie ihm nach.

* * *

Die Bäume auf dem Felde warfen schon lange Schatten nach dem Osten zu, als Mutter Brown, wie üblich, auf der Farm die Glocke läutete, welche den Vater und die Söhne von der Feldarbeit zum Abendessen rief.

Alles um und in der Farm herum war nett und sah hübsch und anheimelnd aus. In gelindem Windhauche flatterten die weissen Fenstervorhänge und lüfteten sich die Ecken des Tischtuches, welches bei offenstehender Thüre in der grossen Stube über den Tisch gebreitet war, auf dem bereits ein sehr einladender Abendimbiss stand, nämlich mit Rahm bestrichene geröstete Brotschnitten, gedämpftes Geflügel, Kirschensauce und einiges von dem von der Mutter selbst bereiteten Ingwerbrote, frisch vom Ofen weg.

„Es sieht zwar sehr einladend aus,“ bemerkte Delia, „aber ich glaube nicht, dass ich noch einen Bissen weiter geniessen kann nach dem vielen Kuchen und Anderem, was wir heute Nachmittag verzehrt hatten. Ich fühle mich jedenfalls ganz satt.“

Die Zwillinge waren nämlich gerade zu dem Abendessenläuten von ihrem Ausfluge nach Hause gekommen. Auch der Vater kam durch den Garten, den Rechen auf der Schulter, daher. Er stellte ihn an der Küchenthüre an die Wand, wusch sich erst am Brunnen Hände und Gesicht und trat dann erst in die Stube ein. Ihm folgte dann sein zweitältester Sohn, nachdem derselbe sich ebenfalls erst am Brunnen gesäubert hatte. Und, als endlich auch Jim, welcher immer der letzte zu sein pflegte, um die Ecke des Hauses herum kam und etwas in der Hand hielt, das er hin und her schüttelte, war, bis auf den kleinen Christie die ganze Familie vollständig versammelt.

„Was hast du denn da?“ fragte Schwester Susie den zuletzt Angekommenen. „Christies Hut,“ antwortete dieser und schüttelte Nässe aus ihm. „Ich möchte nur wissen, wie derselbe in das Flüsschen gekommen ist?“

Mutter Brown, welche eben etwas an dem Abendessen gerichtet hatte, wandte sich rasch um. „Christies Hut?“ fragte sie. „Wo ist Christie?“ setzte sie erschrocken um sich schauend hinzu.

„Ich weiss es wahrlich nicht,“ antwortete Jim. „Ich habe nur seinen Hut im Wasser schwimmen sehen und herausgefischt. Christie selber habe ich seit dem Mittagessen nicht mehr gesehen.“

„Henry, ist er denn heute Nachmittag bei euch auf der Wiese gewesen?“ fragte die Mutter, sich zu ihrem Mann wendend.

„Nein,“ antwortete dieser, „ich habe den Jungen den ganzen Tag nicht gesehen,“ und sein Messer und Gabel bei Seite legend, sah er seine Kinder eins nach dem andern fragend an, dann fragte er die Zwillinge: „Mädels,“ sagte er, wisst ihr es nicht, wo er ist.“

„Nein Vater,“ antworteten Delia und Julia zugleich miteinander, aber sichtlich erschrocken.

„Wo habt ihr ihn zuletzt gesehen?“ forschte die Mutter, welche wohl gemerkt hatte, dass etwas nicht richtig bei ihnen sei.

„Nun gerade da, als wir zu Herricks hinüber gingen“ antwortete Delia, „er kam uns nach und wollte mit uns gehen.“

„Und wir haben ihn wieder zurückgeschickt und heim zu gehen geheissen,“ setzte Julia hinzu.

Der vorwurfsvolle Blick, welchen die Mutter den Zwillingen zuwarf, erschreckte dieselben aufs äusserste. Dann stand die ganze Familie, wie verabredet auf und folgte Einem Impulse gehorchend, der Mutter, welche eilig aus dem Hause lief, um in der nächsten Umgebung der Farm nach Christie rufend zu suchen.

Kleiner Bruder, kleiner Bruder! wo hast du dich verborgen?

Er sass nicht unter dem Apfelbaume, wo der vereinsamte Knabe so oft zu sitzen gewöhnt war und den dahinziehenden Wolken nachsah, den dahinfliegenden Vögeln nachblickte. Auch war er nicht im Garten zu finden, den er täglich nach Beeren durchstrich; nicht in der Scheune, noch auf dem Felde, noch sonst wo. Nirgends liess sich der Braunkopf, das unschuldige runde Gesichtlein, nirgends die gestreifte Gingham-Jacke erblicken.

Förmlich einander jagend, suchend, vergeblich rufend, alle nur erdenklichen Plätze und Plätzchen auf- und absuchend rannten Vater, Mutter, Brüder und Schwestern in aller Verzweiflung umher und wandten sich schliesslich in grösster Angst dem Flüsschen, dem sonnigen, lachenden, schrecklichen Flüsschen zu. Hand in Hand folgten die Zwillinge, sich schwerer Schuld bewusst. Thränen der Reue und der Selbstvorwürfe entströmten förmlich ihren Augen

und unter heftigem Schluchzen rannten auch sie mit den anderen suchend herum.

„O Delia, wenn wir ihn doch hätten mit uns gehen lassen der arme kleine Christie!“

„Ja, es war meine Schuld,“ schluchzte Delia. „Du hättest ihn ja mitgehen lassen. Wenn wir ihn doch nur noch am Leben finden könnten! Ich würde immer recht gut zu ihm sein und ihn nimmer zurück und heimschicken wollen.“

Das Flüsschen floss sanft über die weissen Kiesel im Sande hinweg, die Bäume streckten länger und länger ihre Schatten den Hügeln zu aus, und von einem Baumgipfel flogen die Vögel zwitschernd zu den anderen hin, ihre Nester aufzusuchen. Kleiner, kleiner Bruder, wo bist du? Fühltest du dich vernachlässigt und ungeliebt; zu klein, als dass man sich um dich kümmerte oder dich vermisste? — Aber, was ist nun die Farm wert, was Vergnügen oder Geld gegen den lieben Kleinen, der doch noch vor so kurzer Zeit auf diesen sonnigen Wiesen so fröhlich herum und den Schmetterlingen und Käfern nachgesprungen ist. —

Die Suchenden waren nun bis an den Wald gelangt. Der Vater voll Angst, die Schwestern weinend, die Brüder jedes Gesträuch, jeden Busch durchsuchend, aber, Allen voraus, über die bleichen Lippen zitterte es immer hervor: „O mein Kind! o mein Kind!“ —

In dem düsteren Walde rieselte das Flüsschen nicht so dahin wie im Freien, sondern schlich sich stille und träge zwischen dem Gebüsch dahin, hie und da unheimliche Tümpel, von dem dichten Laubwerke der Bäume beschattet bildend, in welche kein Lichtstrahl dringen konnte. Zitternd und angstvoll den mitgebrachten Rechen durch das trübe Wasser tauchend, zieht er ihn eben immer wieder nur mit Gras und Blättern verstopft zurück.

„Nicht hier, Gott sei Dank!“ stottert der gebrochene Mann und geht dann weiter zu suchen.

Sie hatten nun die tiefste Stelle des Waldes erreicht, hatten alles Gesträuch durchsucht und den dichtesten Unterwuchs geteilt und durchforscht; Vergeblich. Es wurde immer dunkler und dunkler.

„Wir müssen heim und Laternen holen und Nachbarn zu Hülfe bitten,“ sagte Vater Brown endlich mit einem Ausdruck auf

seinem Gesichte, vor dem die anderen erschranken, da sie ihn noch nie gesehen hatten.

Doch halt! War das nicht ein Jubelschrei hinter ihnen? Und was hat derselbe zu bedeuten? Es war Jims Stimme — Jims, der immer mehrere Schritte hinter den anderen Suchenden zurückgeblieben war. Jim, der auch am längsten und am letzten überall nachzusuchen pflegte, war auch jedesmal der sicherste zu finden gewesen, was man suchte, wenn es je zu finden war.

Und dies war auch hier der Fall.

Es war eine kleine Vertiefung, rund herum mit jungen Tannen eingefasst; eine Vertiefung, so klein, dass sie kaum bemerkt wurde. Weiches Moos umsäumte sie, Bäume beschatteten sie und da im schattigen Gebüsch lag in süßem Schläfe befangen, als wenn er in seinem Bettchen daheim läge, der verlorne, kleine Christie, auf seinen Lippen ein glückliches Lächeln und an seiner Brust ein weisses Täubchen haltend.

Ein tapferes kleines Mädchen.

Jedermann in Belleville, einer Stadt in Illinois (Nord-Amerika) kannte Nina, das Töchterchen des Doktor Wood. Nina war sieben Jahre alt und seit einiger Zeit pflegte der Vater an schönen Tagen wenn er auf das Land hinausfuhr, um bei seinen Patienten die Runde zu machen, sein Töchterchen mitzunehmen. Manchmal ging bei solchen Ausfahrten Nina auch mit dem Vater in die Häuser, in welchen er seine Patienten aufsuchte; meistens aber blieb sie draussen bei dem Gefährte sitzen und plauderte mit Nellie, des Doktors brauner Stute. Nina behauptete, dass das Thier ganz gut verstehe, was sie alles zu ihm spreche, und sie war in dieser Ansicht auch dadurch bestärkt, weil das Pferd bei solchen Gelegenheiten seinen Kopf immer zu dem Kinde herum wandte und mit den Ohren nickte, als wolle es über das zu ihm Gesprochene sein Einverständnis an den Tag legen. Nina liebte es, in langen Worten zu plaudern und Nellie schien die langen Worte ebenso gut zu verstehen, wie die kurzen.

Es dunkelte schon, als Vater und Tochter auf ihrer Rundfahrt auch noch vor das Haus des alten Hollis fuhren, dem der Doktor noch einen Besuch abstatten wollte. Der Doktor band Nellie an einen Zaunpfosten an, nahm seinen Medizinkasten aus dem Wagen (denn in Amerika führt jeder Arzt, der auf dem Lande seine Praxis ausübt, die notwendigen Medicinen mit sich) und eilte dem etwas weit von der Strasse ab, in einem grossen Vorgarten stehenden Hause zu, Nina allein im Wägelchen zurücklassend. Er sah sich, als er das Haus erreicht hatte und über die Thürschwelle desselben schritt, wohl noch einmal nach dem Fuhrwerke um, konnte es aber der Bäume wegen nicht mehr sehen und trat dann in das Haus ein.

Auf der Strasse draussen war es aber sehr einsam. Niemand liess sich auf derselben sehen und es wurde immer dunkler.

„Ich will einmal selber den Kranken spielen,“ sagte Nina zu sich, „will einen recht Kranken machen. Da unter den Sitz lege ich mich auf die zusammengelegte Decke und will meinen Shwal zum Kopfkissen nehmen.“

Gesagt, gethan. Nina schlüpfte unter den Wagensitz und machte sich da, so wie sie gesagt hatte, nicht nur ein Bett zu-recht, sondern begann zu ächzen und zu seufzen, wie sie es von den Patienten ihres Vaters gehört hatte, um endlich, nach allerlei tollem Zeuge — fest einzuschlafen.

Als aber Nina wieder erwachte, war der Wagen in vollem Gange begriffen. Sie wollte eben den Papa rufen, als sie eine ihr ganz fremde Stimme hörte; eine tiefe, rauhe Stimme, die so ganz anders lautete, als die ihres Vaters.

Das war doch sonderbar! Wo war denn nun der Vater? Und nun vernahm sie noch eine andere zweite Stimme, welche das Pferd zu einem immer schärferen Trabe antrieb. Sie hielt sich aber ganz stille und horchte mit klopfendem Herzen den fremden Leuten zu.

„Nun Jack,“ liess sich die erst vernommene rauhe Stimme vernehmen, „das Fuhrwerk da ist uns gerade recht in den Weg gekommen und soll mich noch diese Nacht über die Grenze des Staates hinausbringen. Wem sagtest du, dass es gehöre?“

„Dem Dr. Wood,“ antwortete die zweite Stimme; „er ist zu dem alten Hollis hinein, der krank ist, um nach demselben zu sehen.“

„Gehört also einem Doktor? Ist's nicht so? — Nun der kann sich mit seinen Pillen und Medizinflaschen schon so viel verdienen, dass er sich leicht ein anderes Fuhrwerk anschafft.“

„Das glaub ich wohl,“ bekräftigte der Andere.

Ninas Herzchen schwoll vor Entrüstung über diese Bösewichte. War doch dieser selbe Jack einer der Patienten gewesen, den ihr Vater nicht nur umsonst behandelt hatte, sondern ihm auch un-entgeltlich die nötige Medizin gereicht und dessen alter Mutter er manche Erfrischung und Stärkung bei seinen Krankenbesuchen mitgebracht hatte.

„Hier in dieser Gegend wird er wohl Gaul und Fuhrwerk nie wieder zu Gesicht bekommen,“ äusserte der schlimme Spiessgeselle

Jack's; denn diese Nacht hindurch muss der Gaul noch tapfer laufen. Und drüben dann, über der Grenze verkaufe ich ihn für das, was ich eben für ihn angeboten kriege.“

Arme Nellie! Die Thränen traten in Ninas Augen. Denn so arg soll das arme Thier getrieben und dann an fremde Leute verkauft werden! An sich selber dachte das arme Mädchen gar nicht.

Die beiden Kumpane schwiegen einige Zeit und Nina bemerkte aus ihrem Verstecke, dass sie auf dem Wege nach Jacks Hause im Walde fuhren, was sie aus deren weiteren Reden als gewiss vernahm. Denn dort wollten sie erst einen Trunk nehmen und dann sollte der andere, der sich Dick nannte, allein fortfahren.

„Nun dann,“ sprach Nina zu sich, „werde ich, wenn die beiden im Hause drinnen sind, wohl herausschlüpfen können. Dann verberge ich mich im Walde. Und wenn dann die beiden wieder fort sind, suche ich den Weg nach Hause zu finden.“ — „Doch das kann ich ja nicht,“ korrigierte sie sich nach einer Weile, „denn ich darf doch die arme Nellie nicht allein lassen.“ Und so dachte denn das Kind hin und her, an dies und jenes, während sie in zusammengekrümmter Lage durch die Stösse des rasch dahineilenden Fuhrwerkes die Glieder aufs heftigste schmerzten und es sich doch nicht rühren und bewegen durfte, aus Furcht von diesen bösen Menschen entdeckt zu werden.

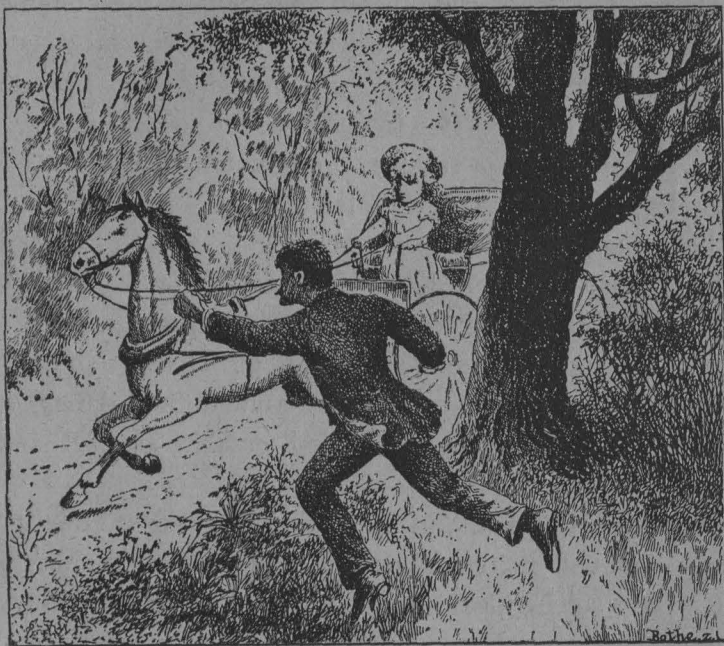
Und so fuhren denn die beiden Diebe auf dem einsamen, verlassenem Wege durch den Wald dahin, bis sie an Jacks Haus angelangt waren. Es stand in einer kleinen Höhlung des Waldweges, etwas von der Strasse entfernt. Die beiden Männer stiegen ab, banden das Pferd an einen Baum und schritten dem Hause zu.

„Nun müssen sie in das Haus eingetreten sein,“ sagte Nina zu sich und kroch vorsichtig aus ihrem Verstecke hervor. Da bemerkte sie aber zu ihrem Glücke noch rechtzeitig, wie Jack in der Hausthür stille stand und nach dem Fuhrwerk zurück sah. Sie fürchtete fast, von denselben gesehen worden zu sein und ihr Herzchen pochte zum Zerspringen. Aber er hatte sie doch nicht gesehen, sondern wendete um und ging mit dem Andern, den er als Dick angeredet hatte, in das Haus hinein.

„Nun will ich sehen,“ sagte Nina entschlossen, „wie wir davon kommen, ich und Nellie!“

So kroch sie denn vollends aus ihrem Verstecke hervor, stieg

vom Wagen herunter und suchte das Pferd loszubinden. Aber sie konnte nicht so hoch hinaufreichen. Was nun thun? Sie sah sich nach dem Hause um, ob die Männer wieder herausgekommen? Zum Glück nicht. Nun stieg sie auf das Fuhrwerk und kletterte, das Pferd schmeichelnd, damit es nicht scheue, an der Deichsel mit Lebensgefahr bis zu dem Baume hin, wo das Pferd angebunden war, es los zu binden. Nachdem ihr dasselbe gelungen, kletterte sie auf demselben Weg wiederum zurück und ergriff die Zügel. Niemand lies sich blicken.



Sie lenkte nun das Pferd vorsichtig herum, damit das Fuhrwerk auf dem schmalen Platze nicht umkippe. Noch war es ihr damit nicht ganz gelungen, um das Fuhrwerk herum und auf den Fahrweg zu bringen, als sie schon ein drohendes Halt! Halt! rufen hörte. Sie achtete aber nicht darauf, sondern trieb nun, da endlich das Fuhrwerk gerade auf dem Wege stand, trotz der drohenden Zurufe Nellie mit den Worten: „Lauf rasch, lauf rasch, Nellie!“ zu raschem Laufe an. Und das Thier griff, als verstände es seine Herrin, zu raschem Laufe aus.

Nina sah erst jetzt zurück nach den ihr Zurufenden. Sie waren schon sehr nahe, ja so nahe herangekommen, dass Dick einen Sprung machte, um die Zügel zu ergreifen. Aber er ver-

fehlte es und Nellie griff, als witterte sie die Gefahr, in welcher ihre Herrin schwebte, noch weiter aus und eilte wie der Wind dahin.

„Nun können sie uns nichts mehr anhaben,“ sagte Nina, gleichsam mit dem treuen Thiere sprechend und sie verliess sich nun ganz und gar auf es, den Weg nach Hause aufzufinden.

Man kann sich denken, welche Angst und Sorge die Eltern hatten, als der Doktor zu Fuss heim kam und das Kind nicht zu Hause vorfand, sowie die Mutter erschrak, als sie den Vater ohne das Kind heim kommen sah. Denn der Doktor hatte, als er von seinem Krankenbesuche zurück auf die Strasse gekommen war und nichts mehr von dem Fuhrwerke und Nina sah, geglaubt, dass dem Kinde die Zeit zu lang gewesen sei und es heimgefahren wäre. Sorgenvoll verliess der Doktor wieder sein Haus, um Nachbarn zur Auffindung des verloren geglaubten Kindes zu Hilfe zu rufen, als ihn das Knirschen von den Rädern eines daher eilenden Fuhrwerkes aus seinen Sorgen aufweckte und er im nächsten Augenblicke das vermisste Kind daher fahren sah. Die herbeigeeilte Mutter hob freudig das Kind vom Wagen und drückte es, ohne ein Wort sprechen zu können, an ihr Herz. Aber erst, als Nellie versorgt war, konnte sich Nina beruhigen und dann, zwischen Vater und Mutter auf dem Sopha sitzend, erzählte sie die Abenteuer, welche sie erlebt hatte.

„Das ist mein tapferes, kleines Mädchen!“ sagte Doktor Wood, dem Kinde liebevoll in die lebhaften Augen blickend: „Ich glaube, es giebt wenig solche kleine Mädchen, welche sich in dieser Affaire mutiger und besonnener benommen hätten, wie — meine liebe Nina!“

„Du bist gewiss recht erschrocken gewesen?“ fragte die Mutter ihr Kind. Und als Nina bemerkte, wie die Stimme ihrer Mutter bei dieser Frage zitterte, erblasste sie und entgegnete sie beruhigend: „Nicht so sehr; erst beim Umkehren des Fuhrwerkes fürchtete ich umzuwerfen, denn ich bin so entrüstet über diese schlimmen Menschen gewesen, dass ich es ganz vergass, mich zu fürchten. Ich hoffe, der Konstabler wird sie erfassen, einsperren und arbeiten lassen.“

Am nächsten Tage stattete denn auch wirklich die Polizei im Hause von Jack einen Besuch ab, fand aber nur ein leeres Nest und keiner der beiden Burschen liess sich fürder mehr, weder in Belleville, noch in dessen Umgegend erblicken.

Doktor Sam's erster Patient.

„Ich muss es aufgeben! Es ist für mich ja nicht die geringste Aussicht mehr vorhanden; denn wir sind zu arm,“ sagte Sam Withers mit finsterem Gesichte und einem matten, ersterbenden Glanz in seinen braunen Augen.

„O Sam!“ rief Amy aus. „Wie kannst du nur so reden!“

„Nun, du weisst es doch auch, dass wir arm sind,“ erwiderte ihr Bruder mit einem noch grösseren Nachdruck, als vorher.

„Ich fühle mich nicht arm,“ entgegnete ihm Amy, „ausser wenn wir irgend ein bedeutenderes Vorhaben vor uns sehen, wie es mit deiner Absicht, fortzugehen, sich verhält.“

„Dann musst du dich ja die ganze Zeit her bettelarm gefühlt haben,“ unterbrach sie der Bruder in bitterem Tone, „da ich mich doch schon lange darnach sehne, fortkommen zu können.“

„O nein,“ sagte Amy beschwichtigend, „aber es thut mir wirklich sehr leid, es thut mir wehe, dass du diesen Winter nicht nach Wilverton gehen kannst; wenn ich wüsste —“ Und ohne ihren Satz zu vollenden, erhob sie sich und trat zu ihrem Bruder, der am Fenster stehend sein Gesicht an die Fensterscheiben anlehnte. „Wenn es doch nur irgend etwas gäbe, womit, oder wie man dir helfen könnte, armer Sam!“ sagte sie, ihm ihre Hand auf die Schulter legend. „Jawohl, ihr würdet es thun, die Mutter und du, liebe Kleine!“ entgegnete er und legte seinen Arm um die zarte Gestalt neben ihm.

Dr. Withers Heimwesen in Virginien war, trotz der Klage Sams über ihre Armut, ein komfortables und in einem gewissen Grade hatte es sogar einen wohlhabenden Anstrich. Die geräumigen altmodischen Zimmer des zwar einsam, aber in einem prächtigen Garten

gelegenen Hauses waren hinreichend, wenn auch einigermaßen in einem gemischten Style des Veralteten und des Modernen mit Möbeln eingerichtet. Auch fehlte es nicht an Gemälden und an Büchern; wohl aber — an barem Gelde. Denn dasselbe wollte nur gar zu oft nicht über die Kosten der Haushaltung hinausreichen und mangelte dann zu allen anderen Dingen. Und Sam, mit einer angeborenen Liebe zu seines Vaters Beruf und dem Entschlusse, demselben sich widmen zu wollen, hatte sich schon lange vorgenommen, Medizin zu studieren; dann aber in einer Gegend seine ärztliche Praxis auszuüben, wo die Leute mit Geld, aber nicht wie hier, mit Heu, Hafer, Mehl, Fleisch u. s. w. den Doktor abzufinden pflegen.

Die häuslichen Verhältnisse hatten sich in der Familie des Doktors während diesem Winter mehr als sonst sehr ungünstig gestaltet und es schien in der That, sich in keiner Weise machen zu lassen, dass Sam noch in das College zu Wilverton eintreten könnte. Und nur Amy, wusste und verstand es eher und besser, als der Vater oder die Mutter, wie grausam diese Enttäuschungen für den armen Sam waren, als erst der eine und dann der andere Plan, als alles fehl schlug, seinen seligsten Wunsch erfüllen zu können.

Aber keines von beiden, weder Sam noch Amy träumten, während sie am Fenster standen und trostlos auf die einsame Strasse hinaus sahen, über welche sich das graue Winter-Zwielicht nieder liess, dass Sams Aussichten sich rasch verbessern würden.

Bruder und Schwester waren allein im Hause. Der Doktor war mehrere (englische) Meilen weit auf der Eisenbahn nach einem sehr gefährlich erkrankten Patienten gefahren und seine Frau befand sich bei einer Schwester in der nächsten Stadt auf Besuch. Konnte sie doch die Besorgung des kleinen Haushaltes Amy unbesorgt überlassen, denn obwohl noch nicht ganz 16 Jahre alt, verstand Amy doch schon die Haushaltung ganz meisterhaft und konnte damit um so eher fertig werden, als ihr hierbei die alte farbige Köchin Sincy beistand, welche in der Familie Withers bereits der zweiten Generation diene.

„Da kommt Jemand, um den Vater zu holen,“ bemerkte Amy, als sie sich vom Fenster weg wandte.

Und in der That hörte man einen Jungen nach der Art, wie es dort üblich ist, Halloh! rufen und bald erschien derselbe auch, auf einem Klepper daher reitend und am Gartenthore anhaltend.



Sam ging zur Thüre.

„Der ‚neue Mann‘,“ rief der Junge am Thore, „der ‚neue Mann‘, welcher auf dem alten Beford-Platz eingezogen ist, ist arg schlimm daran und so krank, dass er den Doktor haben will.“

„Was fehlt ihm denn?“ fragte Sam.

„Das weiss ich nicht, aber der Junge, der drunten bei ihm ist, sagt, dass es sehr schlimm mit ihm stehe und er nicht fertig mit ihm werden könne.“

„Hat er Krämpfe?“ fragte Sam.

„Ich denk’ so,“ antwortete der Bote zustimmend. „Denn,“ fuhr er fort, „sein Junge sagte so etwas und dann nichts weiter als dass ich den Doktor holen solle, und dass der Doktor doch gleich kommen solle und eilte dann wieder heim zu dem Kranken. Ich befand mich gerade auf dem Heimwege, als der Junge von

drunten mich anhielt und mich bat, doch den Doktor zu seinem Kranken zu holen.“ —

Und ohne eine Antwort abzuwarten, wandte der Junge seinen Klepper und ritt ohne weiteres davon.

„Das ist schlimm, dass der Vater nun gerade nicht daheim ist,“ äusserte sich Amy, als Sam wiederum zu ihr in's Zimmer trat. Aber warum hast du dem Jungen nicht gesagt, dass er zu Doktor Lee reiten soll?“

„Auf mein Wort,“ entgegnete Sam, „darauf habe ich mich ganz vergessen und nun liegt der arme Mann ganz allein und verlassen in seinem Leiden da!“

„Ganz allein?“ fragte Amy, „hat er denn keine Familie?“

„Er hat ja gerade die Befort-Farm gekauft und ist erst eine oder zwei Wochen ganz allein hier, um sich erst etwas näher darauf umzusehen. So viel ich weiss, hat er nur einen Negerjungen bei sich.

„Das ist schlimm. Er kann dort einsam und verlassen, ohne alle Hülfe dahinsterven.“

„Da muss doch ich gehen,“ sagte Sam und will zum Doktor Lee eilen. „Wie ungeschickt war es von mir,“ bemerkte er, „dass ich den Burschen habe fortreiten lassen ohne ihm zu sagen, dass der Vater nicht daheim sei.“

Hierauf traf Sam seine Zurüstungen zu dem Austritte in der kalten Abendluft; denn es war wenig Aussicht vorhanden, dass der Vater diese Nacht noch heim kommen würde. Deshalb hatte Sam auch kein längeres Bedenken, sich des Pferdes zu bedienen. Und indem er durch des Vaters Studierzimmer ging, kam ihm, wie ungefähr, dessen Medizinschrank ins Auge. Daraus entnahm er ein Fläschchen starker Pfeffermünz-Essenz und steckte es ein und füllte auch ein zweites Fläschchen in der Küche mit Soda, rührte aber sonst weiter nichts von den vorhandenen Arzneien an, weil er deren Gebrauch nicht verstand und kein Unheil mit ihnen anstellen wollte.

„Sam!“ rief ihm Amy, in einer plötzlichen Eingebung zu, „nehme doch auch etwas von diesen zubereiteten Senfpflastern mit dir.“

„Danke dir, mein Schwesterchen, für den guten Einfall,“ ant-

wortete Sam, „du sollst dafür die Hälfte von dem Honorar haben, das ich mir bei dieser Gelegenheit verdienen werde.“

„Ja wenn du etwas dabei verdientest!“ bemerkte Amy lachend. „Du wirst ihm aber doch keine Medizin geben? Sam!“ bemerkte sie dann im ernsthaften, bittenden Tone. „Thue doch das nicht!“ fügte sie beängstigend hinzu, indem sie sich seiner verschiedenen Experimente erinnerte, welche er mit verschiedenen Arzneistoffen schon an Hunden und Katzen vorgenommen hatte.

„Hab' keine Sorge,“ beruhigte er sie, „und wenn ich nicht sobald wieder zurück bin, brauchst du dich nicht weiter zu kümmern und mit Sincy nicht aufzubleiben und auf mich zu warten, sondern ruhig zu Bett zu gehen.“

„Wir fürchten uns auch nicht,“ bemerkte Amy, und zur Thüre hinauszeigend, sagte sie: „Tom ist ja bei uns, und gerade führt er das Pferd herbei.“

* * *

Der „Beford-Platz“, wie man diese Farm in der Gegend hiess, lag etwa eine Stunde Weges von Dr. Withers Haus entfernt, und der Weg, ein ziemlich guter Fahrweg, war nur gefroren, sonst aber in gutem Zustande. Robin, das Pferd, flog, da es lange Zeit zum Ausruhen gehabt hatte, mit frischen Kräften, mit Sam wie der Wind dahin und brachte seinen Herrn in verhältnissmässig kurzer Zeit vor das Gitterthor eines Hauses, das einstens einen schönen, prächtigen Landsitz gebildet hatte. Es war ein grosser, von Ziegeln aufgerichteter Bau, der in einem wahren Wäldchen von Eichen stand. Aber der mit wucherndem Unkraut wild bewachsene Weg, die schadhafte Umzäunung des Platzes und sein vernachlässigtes Aussehen, dies alles deutete darauf hin, dass sich schon lange Zeit Niemand um den Bau bekümmert haben musste und derselbe schon lange unbewohnt gewesen sei. Einsam und wie verloren sah das alte Gebäude an diesem Winterabende aus, als Sam durch das offenstehende Gitterthor ritt.

Der Laut der Pferdehufe brachte sofort einen Negerjungen zum Vorschein, der sehr wild und vernachlässigt aussah und unschlüssig unter der Thüre des Hauses stand, nicht wissend, ob er vorwärts oder rückwärts gehen solle.

„Wie befindet sich Herr . . . ? Doch, wie heisst dein Herr?“

fragte Sam den Neger, als er vom Pferde stieg und es an dem Thürpfosten anband.



„Er heisst F—f—f—f—forest, Herr!“ brachte der Negerknabe stotternd heraus, und fügte nach dieser Sprachanstrengung etwas geläufiger hinzu: „er ist aber noch nicht besser, Herr!“

„Ha!“ bemerkte Sam, den Negerjungen musternd, „du scheinst mir auch gerade nicht der beste Krankenwärter zu sein. Aber führe mich zu Herrn Forest in's Zimmer, wo er sich befindet.“

Der Junge führte Sam durch einen langen, weiten Hausgang, in welchem ihre Tritte widerhallten, hin bis zu einer breiten Treppe. Dann gab er, dort eine Thür halb öffnend, Sam ein Zeichen, dass er hier eintreten solle.

„Warum öffnest du die Thüre nicht weiter! Fürchtest du dich?“ fragte Sam.

Der Junge rollte seine Augen, grinste und sagte dann: „N——nein, Herr! Nun nicht mehr. Aber vorher hat er alles, was er erreichen konnte, nach mir geworfen.“

Sam unterdrückte mit Mühe ein Lachen und trat dann weiter in das Zimmer hinein. Es war sehr dunkel darin, und das einzige Licht, welches nur einen ganz schwachen Schein warf, rührte von einem beinahe schon ganz niedergebrannten Feuer in dem offenen Zimmerkamine her. In dem schwachen, flackernden Lichtscheine entdeckten Sams Augen endlich einen Mann, von grosser Körpergestalt, welcher, noch halb angezogen, auf einem Bette lag und schmerzlich stöhnte und jammerte.

„Es thut mir leid, dass ich Sie so leidend finde, Herr Forest,“ sagte Sam, indem er näher trat und die grosse Hand ergriff, welche matt und regungslos an der Seite des Bettes herab hing.

„Ja, ja!“ murmelte der Kranke. „Ich leide schrecklich! Ich hoffe, Sie können etwas für mich thun und können mir helfen,“ brachte derselbe mit Mühe hervor.

Nun hatte Sam vorgehabt, nur anzuhalten und zu sehen, wie es mit dem Kranken stehe,—um dann zu Doktor Lee zu reiten und denselben für den Kranken herbeizurufen. Aber, es wäre doch unbarmherzig gewesen, ihn so liegen zu lassen und wenigstens nicht zu versuchen, seine Leiden zu mildern. Er hatte den Vater schon oft bei dessen Krankenbesuchen begleitet und dabei einige Kenntnisse von den Krankheits-Symptomen und dergleichen gewonnen. Bei diesem Manne schienen ihm die Symptome eines Fiebers nicht vorhanden zu sein, weshalb Sam glaubte, einen Versuch wagen zu dürfen, die Schmerzen des Kranken einigermaßen zu mildern.

„Junge,“ rief er dem gaffend dastehenden kleinen Neger zu, „bringe Licht; denn in dieser Dunkelheit kann ich ja nichts sehen, damit ich dem Kranken etwas eingeben kann.“

„Dick ist auch rein zu gar nichts zu gebrauchen“, klagte der Patient mit schwacher Stimme. „Ich hatte wohl einen Mann hier, der nach Allem sehen sollte. Der ist aber seinem Vergnügen nachgegangen, und dieser Krankheitsanfall kam erst über mich, nachdem er schon weggegangen war.“

„Ich will Dick schon zu etwas nutz machen“, beruhigte Sam den Kranken und befahl dem Burschen, nachdem derselbe mit einer schmutzigen, übel riechenden Lampe eingetreten war, sie so zu halten, dass das Licht nicht auf das Auge seines Herrn, aber auch nicht zuviel auf sein eigenes Gesicht falle.

Er goss dann eine ziemliche Quantität Pfeffermünzessenz in eine dastehende Tasse, gab noch reichlich Soda und etwas Wasser dazu, und näherte sich dann seinem wehklagenden Patienten mit den Worten: „Hier, nehmen Sie; wir wollen sehen, dass sich Ihre Schmerzen etwas legen müssen.“

Herr Forest erhob hierbei schmerzhaft seinen Kopf und verschluckte mühsam den Trank. Dann hustete er, spuckte aus, stöhnte tief auf und verfiel in ein heftiges Husten. „Das ist aber doch das heisseste, brennendste und stärkste Ding, Doktor!“ bemerkte der Patient mühsam, nach einem heftigen Hustenanfall: „Es that doch, als wollte mir die ganze Haut in der Kehle wegbrennen.“ — „Aber,“ setzte er nach einer Pause beruhigter fort, „ich kann mich erinnern, meine Mutter pflegte mir, wenn mir was fehlte, stets etwas zu geben, das gerade so brannte, wie dieses.“

Daran zweifle ich nicht, dachte Sam; aber ich hoffe, dass es gerade so gut helfen wird, wie die Medizin Ihrer Mutter. Dann aber sagte er zu seinem Patienten: „Herr Forest, ich möchte Sie bequemer auf das Bett legen und ihre Füße besser wärmen, die gewiss recht kalt sein werden.“

„Sie haben recht, Doktor; denn sie fühlen sich an wie Eis. Ich musste mich auch gerade so wie ich war, bei dem plötzlichen Anfalle hinlegen. Aber diese Schmerzen sind jetzt doch gar zu schrecklich.“

Und mit dem professionellsten Ernste applicirte Sam dem Kranken nun die Heftpflaster und befahl Dick, heisses Wasser herbei zu bringen. Aber es verging einige Zeit, bis letzteres zur Hand war und während dieses Verzuges versuchte Sam, Herrn Forests Lager bequemer zu machen. Sam war für seine Jahre unverhältnismässig gross und schlank, und in dem nur schwach beleuchteten Zimmer konnte seine jugendliche Gestalt von dem ohnehin halb vor Schmerzen ohnmächtigen Kranken nicht so bemerkt werden. Als dann endlich das heisse Wasser herbeigebracht worden war, und Sam mehrere Flaschen damit angefüllt und, in ein Tuch gewickelt an die Füße seines Patienten gelegt hatte, liess derselbe einen Seufzer der Erleichterung vernehmen. „Das thut wohl!“ rief er aus; „und,“ setzte er aufathmend hinzu, „ich glaube, dass auch der heisse Trank im Innern seine Wirkung ausübt.“

Und, bald darauf war es, dass der Kranke dem doch besorgten Sam erklärte, dass er sich nun viel besser fühle. —

Sam zog seine Uhr hervor. Es war halb zehn Uhr. Er war nicht wenig überrascht, so lange Zeit von Haus weggewesen zu sein.

Herr Forest bemerkte seine Bewegungen und erschrack. „Sie werden mich doch nicht verlassen und hier allein — sterben lassen, Doktor? Sie haben mir eine grosse Erleichterung in meinen Schmerzen verschafft, der Anfall könnte aber — wiederkommen.“ —

„O, vom Sterben ist hier keine Rede,“ antwortete ihm Sam beruhigend. „Und ich kann auch noch da bleiben, wenn Sie es so haben wollen. Aber, wenn ich nur wüsste, wo ich mein Pferd unterbringen könnte.“

„Ich — ich — ich habe es bereits in den Stall geführt,“ stotterte der Schwarze, der, am Kamin niederhockend, das Feuer darin wieder anfachte und Holz auflegte.

„Das ist recht, du bist ein braver Bursche,“ belobte ihn Sam. „Aber du thätest besser, jetzt zu Bette zu gehen. Gib mir vorerst aber bloß eine Wollendecke her. Ich sehe auch, daß Holz hinlänglich vorhanden ist, um das Feuer im Kamin unterhalten zu können. Ich kann dann Herrn Forest alles reichen, was er nöthig hat.“

„Sie sind sehr gütig, Doktor“, sagte der Kranke, schon halb im Schläfe befangen, „und“ — setzte er noch hinzu — „Sie sollen es nicht bereuen; denn Will Forest vergisst nie, wenn ihm freundlich begegnet und ein Liebesdienst erwiesen worden ist.“

„Sprechen Sie davon nicht, mein Herr,“ erwiderte ihm Sam, und wunderte sich im Stillen darüber, daß er so gut den Doktor Withers hatte spielen können.

Er hatte dafür auch die Genugthuung, zu sehen, wie Herr Forest ruhig schlief. Dann hüllte er sich in seine Decke und setzte sich in einen alten, bequemen Lehnstuhl. Und bald war denn auch der Jüngling-Doktor in das Reich der Träume versetzt; worin sein Vater und der Doktor Lee als Richter in einem Criminalprozeß über ihn fungirten, in welchem der stotternde schwarze Dick als sein Vertheidiger auftrat.

„Was?! Sie sind ja nichts, als ein junger, kaum aus der Schule entlassener Jüngling?!“

Diese, mit lauter, verwundernder Stimme ausgesprochenen Worte weckten Sam aus seinem Schlummer. Die Morgensonne schien bereits zum Fenster herein, und Herr Forest, im Bette auf seinen Arm sich stützend aufgerichtet, betrachtete seinen vermeintlichen Arzt mit einem Blicke der Ueberraschung, gemischt mit dem des Vergnügens.

„Ja Herr!“ antwortete Sam, sich aus den Falten seiner Decke wickelnd und fügte mit würdevollem Ernste hinzu: „Wenn Sie, Herr Forest, irgend etwas gegen die Behandlung, welche ich Ihnen habe angedeihen lassen, aussetzen haben, so braucht es nur, daß Sie bloß wiederum eine kleine Portion schlecht verdaulicher Speise zu sich nehmen, und Sie werden sofort wiederum in denselben Zustand versetzt sein, in welchem ich Sie gefunden habe. Und ich werde dann das Vergnügen haben, Ihnen Doktor Lee oder den älteren Withers zu senden. Wie Sie nun wollen.“

Herr Forest legte sich wieder zurück auf das Kissen und lachte „Ja wohl!“ unterbrach er dann das momentane Schweigen,

„ich habe nur eine einzige Einwendung gegen Ihre Behandlung und die besteht darin, dass Sie während meines Schlafes dieses heillose Senfpflaster aufgelegt haben. Es hat mir die ganze Haut durchbrannt.“

„Das thut mir sehr leid,“ entgegnete Sam, „denn, bedenken Sie doch“, fügte er schalkhaft lächelnd hinzu, „ich habe ja noch keine lange Praxis.“

„Das glaube ich auch,“ antwortete ihm Herr Forest, „denn Sie sind ja kaum der Schule entwachsen.“

„Noch nicht ganz 18 Jahre alt“, bemerkte Sam. Und dann gestand er seinem Patienten Alles offen, wie es gekommen sei und wie er es gewagt hätte, Herrn Forest ärztlich zu behandeln.

Herr Forest, der sich im Tageslicht als ein gut aussehender Mann von nicht mehr als etwa 30 Jahren herausstellte, amüsirte Sams Beichte aufs höchste. „Aber Sie sind,“ setzte er am Schlusse derselben hinzu, „in Ihrer ersten ärztlichen Behandlung an mir sehr erfolgreich gewesen, und man ersieht daraus leicht, dass Sie aus einer Arztsfamilie stammen und auch zu einem Arzte geboren sind.“

Dies Compliment traf aber Sam an seiner wundesten Stelle so sehr, dass er einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken konnte. Herr Forest war ein scharfer Beobachter und bemerkte wohl, wie sich das helle Gesicht des Jünglings beschattete, ja krampfhaft verzog. Und er nahm sich innerlich vor, nach der Ursache dessen zu forschen.

Trotz des unsicheren Sprechens verstand sich Dick, der kleine Neger, doch vortrefflich auf die Kochkunst und trug Herrn Forest und Sam ein ausgezeichnetes Frühstück auf, bei welchem Sam noch, in halbem Ernste und halbem Scherze, sein ärztliches Privilegium geltend machte und seinen Patienten vor dem Geniessen weniger verdaulicher Bestandtheile desselben warnte. Sein jovialer Gastgeber lachte darüber und ergötzte sich aufs köstlichste. Als Sam ihn aber dann noch über seine Familienverhältnisse auszuforschen begann und fragte, wann er seine Familie auf die Farm zu bringen gedenke, gab er demselben aufgeräumt und heiter die unerwartete Auskunft, dass er keine Familie habe, noch ein Junggesell sei und die Farm nur gekauft habe, um hierbei die Gelegenheit zu benutzen, etwas übriges Geld gut anzulegen.

„Das ist allerdings etwas recht Gutes, wenn man Geld hat,“ erwiderte Sam, halb abwehrend und im trockensten Tone; wobei er bei sich dachte, was das für eine Sensation erregen würde, wenn man im Witherschen Hause Geld zurücklegen könnte, übriges Geld dazu hätte! —

„Jawohl,“ sagte Herr Forest und blickte dabei seinen Tischgefährten gütig an, „es ist gerade so gut, als eine übrige Güte und Freundlichkeit, welche einen jungen Mann veranlasst, die ganze Nacht in einem alten unwirthlichen Hause bei einem fremden, kranken Manne zuzubringen.“

Sam erröthete, fasste sich aber bald wieder, lachte und sagte dann, dass er aufbrechen und nach Hause müsse, weil Amy, seine Schwester, über sein langes Ausbleiben gewiss sehr besorgt sein würde.

„Ich sehe Sie aber sehr ungern jetzt schon fortgehen,“ bemerkte Herr Forest, und fuhr nach einer kurzen Pause fort: „denn ich fühle mich noch immer etwas schlimm und schwach; nicht zu erwähnen der Folgen ihres Senfpflasters, als dass ich Sie eine Strecke weit begleiten könnte.“

„Nein, mein Herr!“ entgegnete Sam fest und entschieden, „Sie müssen sich heute den ganzen Tag noch volle Ruhe gönnen. Mein Vater und“ — Sam betonte dies fast in komischer Weise — „und ich werden Sie dann morgen besuchen und weiters nach Ihnen sehen.“

„Nun denn, so sei es,“ erwiderte Herr Forest. „Aber gönnen Sie mir das Vergnügen, Ihnen mit Ihrem ersten und ich darf auch sagen, wohlverdienten Honorare meinen Dank zu sagen.“ Dabei legte Herr Forest seine Hand in die des Sam.

„Nein, mein Herr!“ weigerte sich Sam und erröthete über und über. „Ich habe doch Alles, was ich gethan habe, gerne gethan,“ betheuerte er.

„In der That,“ entgegnete Herr Forest in gutmütigem Humor, „Sie werden doch nicht meinen, dass ich all’ die brennende Pfeffermünz (ich habe wohl herausgefunden, dass es solche war), diesen Absud von Soda (der mich so lebhaft an meine Kinderjahre erinnerte), diese Pflaster (von denen ich eine sehr brennende Erinnerung an mir trage) umsonst haben soll! Alles das, nicht zu erwähnen einer ganzen Nacht Wachens und die Verdolmetschung von Dicks

stotternder Sprache! Denken Sie! — Nein, mein Herr, es liegt ein schöner Wirkungskreis vor Ihnen, als — Dr. Sam, und ich hoffe es zu erleben, dies auch mit ansehen zu dürfen, und deshalb gönnen Sie mir doch, denselben mit diesem da einleiten zu dürfen.“

Und ein glänzendes Goldstück wurde in die widerstrebende Hand Sams gedrückt.

* * *

„Aber, Sam! es ist ja ein Zwanzig-Dollar-Goldstück!“ rief Amy aus, als er bei seiner Nachhauskunft seine Erlebnisse erzählt hatte.

„Ich weiss es,“ antwortete Sam seiner erstaunten Schwester, „ich wollte es nicht annehmen, aber er liess sich nicht damit abwehren.“

* * *

Nachdem der Doktor und Frau Withers wieder nach Hause gekommen waren, machten sie auch bald die Bekanntschaft mit Sams „ersten Patienten“. Denn Herr Forest hielt es für schicklich, sich den Eltern seines jungen Doktors vorzustellen. Und so fein, gebildet und genial erwies sich der Junggeselle und Besitzer des Beford-Landsitzes, dass er bald bei Withers ein gern gesehener Hausfreund geworden war. Besonders verstand es Frau Withers, ihm mütterlich zu begegnen, und auch begreiflich zu machen, dass es sich nicht schicke, einen einzelnen Mann an einem so verlassen aussehenden Platze einsam und allein leben und der Gefahr, solchen Anfällen von Unverdaulichkeit in Folge von Dicks sehr fraglicher Kochkunst ausgesetzt sein zu lassen, wenn eine so perfekte Köchin, wie Sincy, zur Hand und entbehrlich sei. Und so nahm denn Herr Forest das grossmütige Anerbieten der Frau Doktorin an, und Sincy, die schwarze Köchin, siedelte zu dem Junggesellen hinüber.

Wie bereits schon einmal erwähnt, hatte aber Herr Forest sehr gute Augen, und indem er dieselben fleissig und klug gebrauchte, und sich einige delikate gestellte Fragen erlaubte, hatte er sehr bald heraus gefunden, warum Sam sich noch zu Hause und nicht im College befinde.

„Sam,“ sagte er eines Tages, als die beiden Männer gerade auf einem Spaziergange über die Buford-Farm sich befanden. „Sam, ich hatte einmal einen Bruder, der Doktor werden wollte. Er ist aber vor einigen Jahren gestorben, und das ist die Ursache,

warum ich so viel übriges Geld habe. Denn ich hatte ja gleich Anfangs schon für mich genug, und dann beerbte ich auch ihn noch. Sam“ — Herr Forest wandte sich an Sam und legte seine beiden Hände auf dessen Schultern — „Sam, mein Lieber! ich möchte nun gar zu gerne meines armen Bruder Needs Geld dazu benutzen, aus dir einen Doktor zu machen.“

„Aber das ist doch zu viel, als dass ich das von Ihnen annehmen könnte,“ stotterte Sam heraus. „Sie wissen, ich hätte so gern Medizin studirt, aber“ — Sam wusste in der grössten Ueerraschung und Verlegenheit nicht, was er sagte, indem er herausplatzte: „aber, Sie sind ja doch, wenn wir Sie auch gar nicht dafür ansehen, in dieser Beziehung ein Fremder zu uns.“

„Ich denke, dem kann abgeholfen werden,“ entgegnete Herr Forest mit einem die Herzen bezwingenden Lächeln. „Es ist doch wahr, dass Sie der erste in Ihrer Familie gewesen sind, der seine lebenswürdige Kunst auf mich ausgeübt hat. Denn in der That, Sie haben mir ja das Leben gerettet, und mich in den Stand gesetzt, jetzt es, mit allem, was ich besitze, Ihrer lebenswürdigen Schwester anbieten zu können.“

„Meiner Amy!“ rief Sam freudig überrascht aus. „Ich versprach ihr damals im Scherze, sie sollte die Hälfte des Honorars von jenem Abende haben, als ich von Hause weg und zu Ihnen ritt. Aber, ich hätte mir nie träumen lassen, dass ich ihr damit einen Gatten verschaffen und mir einen so guten Freund gewinnen würde.“

* * *

Sam kam nun wirklich ins College, absolvirte und machte mit gutem Erfolge seine medizinischen Studien durch. Aber trotz seines einstigen kindischen Gelübdes, begann er dennoch seine Praxis in dem benachbarten Landstädtchen, wo er schon als Knabe umgegangen war und in dessen nächster Nähe er seinen „ersten Patienten“ behandelt hatte.

* * *

Die Beford-Farm oder Besizung wurde gründlich renovirt und verschönert. Sie wurde die glückliche Heimat von William und Amy Forest. Auch der Negerknabe Dick fand hier eine bleibende Heimat und pflegte aber immer, wenn von jener Nacht die Rede war, hervorzustottern:

„Als i—i—ich und Doktor Sam damals Herrn F—f—forest behandelten, brachten wir beide Alles zurecht; d—d—das kann ich Ihnen schon sagen.“

Und Dr. Sam ist gerne bereit, die Ehre des Erfolges seines ersten Krankenbesuches mit Dick zu theilen, da derselbe ihm ja selbst so viel Glück gebracht hatte. Aber dann setzte Amy hinzu, dass jener Besuch ihr zu noch weit mehr Glück und Segen geworden war, als ihrem Sam und Dick zusammen genommen.

Onkel Barlows Heimkehr.

Jedesmal, wenn Nanna zur Quelle gehen musste, um frisches Trinkwasser zu holen, nahm sie ihr Lieblingsbuch, „des Pilgrims Fortschritt“ mit sich. Es war ein altes, abgegriffenes Büchlein, welches das Mädchen wieder und wieder las und sich ganz in das Leben des Helden desselben hineinversetzte, eines armen, jungen Mannes, dessen Jugend eben — gleich der ihrigen — nicht die sonnigste gewesen war. Nanna konnte oder vielmehr durfte nur selten in ihrem Buche lesen und nur dann, wenn sie ganz allein und Tante Seleny nicht um sie war. Und so, nachdem sie ihren Wassereimer gefüllt hatte, setzte sie sich auf den bemoosten Stein und — las, wie oft schon! wie der arme Christian sich abmühen musste, mit seiner schweren Bürde auf dem Rücken den steilen Hügel hinan zu klimmen. Diese Schilderung war in dem Buch auch durch eine Abbildung veranschaulicht, auf welcher der Held der Geschichte so sehr erschöpft und krank aussah, dass Nanna das tiefste Mitleid mit ihm fühlte.

In tiefes Hinbrüten über das Gelesene versunken, ward sie durch die Tritte eines herannahenden Menschen geweckt und als sie aufsah, erblickte sie einen Mann, der, das Alter ausgenommen, gerade so aussah, wie Christian auf dem Bilde in ihrem Buche. Nur statt des Bündels schulterte der Fremde an einem Wanderstabe einen eben nicht ganz sauberen Reisesack. An seinen Füßen trug er plumpe Schuhe, auf dem Kopfe aber einen von Wind und Wetter ganz aus der Form gebrachten Hut, der auch sonst mit den sehr stark abgetragenen Kleidungsstücken des Fremden übereinstimmte. Die Gesichtszüge desselben trugen aber den Stempel der Schlauheit an sich, ein Ausdruck, der indessen auch wieder

mit einem Zuge von Gutmüthigkeit abwechselte. Seine Augen aber blickten scharf.



„Kleines Mädchen,“ sagte er, indem er näher an Nanna gekommen war, „kannst du mir sagen, wo Joe Emmons wohnt?“

Nanna, aus ihrem Sinnen aufgeschreckt und wieder in die Wirklichkeit versetzt, sah, dass sie nicht Christian, den Helden ihres Buches vor sich habe, nahm ihren Eimer auf und sagte:

„Dort über dem Hügel drüben. Ich gehe auch dahin

und Ihr könnt mir folgen. Aber,“ unterbrach sie sich und fragte, sich ihm zuwendend, „wollt Ihr vielleicht einen Trunk Wassers?“

Und als der Fremde mit dem Kopf nickte, setzte sie den Eimer wieder nieder und schöpfte mit einem zu diesem Zwecke nahe an der Quelle im Gebüsch verborgenen hohlen Kürbis Wasser und reichte ihn dem Fremden hin. Nachdem dann derselbe den Kürbisbecher in langen Zügen ausgetrunken hatte, sah er prüfend auf das kleine Mädchen nieder und fragte es dann: „Bist du etwa Emmons Kind?“

„Nein“, lautete die Antwort, „ich bin nur Tante Selenys Nichte.“

„Hat man denn bei Euch in letzter Zeit nicht Jemand erwartet?“ fragte jener.

„Ach, ja,“ antwortete Nanna, „wir erwarten Onkel Barlow, der aus Californien kommt. Onkel Joe sagt, dass derselbe sehr reich wäre.“

Der Fremde sah auf Nannas baare Füße und deren ärmliche,

abgerissene Bekleidung. Dann erwiderte er mit gerunzelter Stirne: „Reich, sehr reich? Ha! — Nun gut, ich selber bin Onkel Barlow.“

Nanna war so betroffen, ja erschrocken, dass sie ihren Eimer niedersetzte und den Mann sprachlos anstarrte. Dann aber kam ein Gefühl tiefsten Mitleids über sie, und es that ihr wehe, dass dieser Mann so alt und so elend aussah. Dann ermannte sie sich und sagte zu ihm, ihm scheu die Hand reichend: „Ich freue mich, dass Sie gekommen sind.“ Und nach einer verlegenen Pause setzte sie noch hinzu: „Sie kommen gerade noch recht zum Mittagessen.“

Nanna ging nun voran, und der Mann folgte ihr. Und nun erst bemerkte sie einen kleinen, wolligen, sie freundlich anwedelnden Hund, der ihm zur Seite dahin trippelte und das Mädchen mit fast bittend aussehenden Augen anblickte.

„Ist das Ihr Hund, Onkel?“ fragte Nanna.

„Ja, das ist Dandy. Habe ihn schon fünf Jahre lang. Er sieht allerdings nicht gerade sehr schön aus, ist dafür aber sehr wachsam und treu,“ antwortete jener.

* * *

Unbeschreiblich war die Ueberraschung und das Erstaunen im Hause, als dieser einem Landläufer gleich sehende, alte Mann, der hinter Nanna daher gekommen war, von derselben mit den Worten: „Hier ist Onkel Barlow!“ eingeführt wurde.

Vor einem Monate hatte dieser in der Ferne weilende Anverwandte an diese Leute geschrieben, dass er kommen und der alten Heimath einen Besuch abstatten wolle. Zwanzig Jahre lang war er in Californien, in dem Lande, wo man Gold fand, gewesen und deshalb glaubten sie, müsse er auch, und zwar unendlich reich sein. Zweifelsohne würde er denn auch — so hatten sie erwartet — in einer prächtigen Kutsche daher kommen, fein gekleidet sein, eine goldene Uhr tragen u. s. w., sowie ihnen reiche Geschenke machen und würden alle seine Taschen voll mit Banknoten gestopft sein. „Denn diese Goldsucher,“ pflegte Herr Emmons jedesmal zu sagen, „kennen, wenn sie einmal reich sind, gar kein Aufhören nicht.“ Was er eigentlich damit meinte, verstanden die Seinigen freilich nicht recht. Sie hatten aber doch so eine ungefähre Vorstellung und nahmen es von den grossmüthigen Manieren ab, mit welchen reiche Onkel aus den westlichen Staaten, wenn

sie ihre alte Heimath im Osten wieder besuchten, ihren armen Verwandten daselbst aufzuhelfen pflegten.

Aber! Ein Blick auf diesen eben angekommenen californischen Onkel Barlow genügte, alle die goldenen Hoffnungen und Erwartungen, welche sie auf diesen reichen Onkel gesetzt hatten, mit einem Schlage fahren zu lassen. Nur Nanna zog einen Stuhl herbei, auf dem sich der Ankömmling ermüdet und erschöpft niederliess. Mary aber, die älteste Tochter im Hause, räumte so rasch als sie konnte, ihr Strickzeug und die Socken weg, an denen sie eben beschäftigt gewesen. Denn, wenn Onkel Barlow wirklich so arm war, wie er aussah, wollte sie nicht darum angegangen werden, auch für ihn Socken stricken zu sollen. Und Joe, der sechzehnjährige Sohn, der auf seinen in Aussicht stehenden reichen Onkel schon den Plan gebaut hatte, mit dessen Geld sich ein hübsches, junges Pferd vom Nachbar kaufen zu können, blickte jetzt feindselig auf den alten Mann, weil durch ihn sein Lieblingsplan so schmachvoll gescheitert war.

„Seid, wie ich merke, nicht sehr erfreut, mich wieder zu sehen,“ liess der Ankömmling sich jetzt vernehmen, nachdem er Eines nach dem Anderen angesehen hatte, die noch alle sprachlos um ihn herum standen. „Und Seleny“ — setzte er hinzu — „will nicht einmal ihren leiblichen Bruder mit einem Kusse begrüßen?!“ —

„Natürlich,“ erwiderte Frau Emmons jetzt erst, „erwarteten wir nicht, dich in einer solchen Verfassung zurückkommen sehen zu müssen.“

„Jawohl,“ antwortete er bedeutsam; „aber arme Leute haben eben ihre eigene Weise, und ich mache davon keine Ausnahme.“

So war also Onkel Barlow seinem eigenen, offenen Geständnisse gemäss wirklich arm. Der junge Joe ärgerte sich daher mit demselben Rechte über sein verlorenes Rösslein, wie seine Schwester sich fürchtete, für den armen Onkel Socken stricken zu sollen, und auch Vater Joe seinen Aerger nicht vermindern konnte, aber sich doch endlich so weit fasste, nun doch ein Wort zu sagen und sich nun verlauten liess:

„Aber, Barlow, du willst doch nicht sagen, dass du von Californien, dem Goldlande, gerade so arm zurückkehrst, als du einstens hingegangen bist?“

„Du Erinnerst dich doch des grossen Geschäftskrachs, den

man im letzten Herbste im Lande hatte“, erwiderte der Ankömmling, indem er tief aufseufzte und nach dem Tische sah, an welchem soeben das Essen hergerichtet wurde. „Unser Einer,“ setzte er dem vorherigen abgebrochenen Satze hinzu, „ist natürlich nirgends willkommen. Aber, das macht nichts, befinde ich mich doch unter dem Dache von Verwandten und bin — so arg — hungrig.“

Da es sich nun eben so und nicht anders verhielt, so blieb der Familie auf diese Hinweisung des Angekommenen nichts übrig, als — sich ebenso freundlich als unter solchen Umständen es möglich war, gegen den alten, armen Onkel zu benehmen. Und so setzten sie sich denn endlich alle zu Tische; Frau Emmons aber trieb Dandy, den Hund, aus dem Hause hinaus.

„Sei doch nicht so hart mit dem armen Thiere,“ bat Barlow seine Schwester. Aber leider half diese Bitte nichts, der Hund musste draussen bleiben.

* * *

Der alte Mann fand sich bald in einer Weise daheim, welche keines von der Familie gerne sah, ausgenommen Nanna, welche sich ihm immer freundlich und dienstbereit erwies, wenn es — Tante Seleny nicht sah. Er redete nicht viel, bemerkte aber bald, dass das Kind den übrigen nur als Aschenbrödel gelte und als solches behandelt wurde. Onkel Joe that regelmässig so, als wenn es gar nicht vorhanden wäre; Tante Seleny schalt es beständig und wusste ohne Unterbrechung für dasselbe etwas zu schaffen und zu arbeiten. Wollte Joe, der Sohn, einen Stuhl, so pflegte er gewöhnlich den Nanna's weg zu nehmen, und die Tochter Mary behandelte das arme Mädchen von oben herab und in der brutalsten Weise. In die jungen Gesichtszüge des armen Mädchens hatte sich ein Zug von Lebensmüdigkeit gelegt, der in der That das Erbarmen für ein so junges Geschöpf herausforderte. Dies alles erinnerte Onkel Barlow an seine verstorbene, unglücklich verheirathet gewesene Schwester, als auch sie zu der Zeit so ausgesehen hatte, als sie ihrem scheidenden Bruder das letzte Lebewohl nachgerufen hatte. Nannas gewöhnliche Zuflucht, in ihrem Leiden Trost zu suchen, war ihr Buch von des „Pilgers Fortschritte“, das ihr Tante Seleny einst gedroht hatte, ins Feuer werfen zu wollen.

Und dieses selbst des Mitleids bedürftige Kind bemitleidete den alten Mann seiner Hilflosigkeit wegen. Er kam ihr vor, wie

Christian, der Held ihres Buches, und in den Nächten, wo Nanna dem alten Onkel zuerst aus ihrem Buche vorlesen durfte, während alle anderen zu Bett gegangen waren, wurden die beiden miteinander gute Freunde.

„Es scheint, dass dieser junge Mann gleichfalls eine schlimme Zeit aushalten musste“, bemerkte hierbei Onkel Barlow, und fügte nach einiger Zeit hinzu: „aber es scheint doch, dass er sich wieder herausarbeiten wird, denn das sind recht armselige Burschen, die immer drunten bleiben.“

Er strich dann Nannas Haar, blickte in das Kaminfeuer und nickte ein paar Male ihr ganz bedenklich mit dem Kopfe zu, aber schwieg dabei.

* * *

Eines Tages kam Onkel Joe heim und sagte: „Bruder Abe will mit seiner Familie von Steer Creck kommen und die Weihnachtstage bei uns zubringen. Nun weiss ich aber gar nicht, wo ich sie unterbringen soll, da wir jetzt ja alle so enge beieinander wohnen.“ Er blickte dabei auf Onkel Barlow, welcher, sein Pfeifchen gemüthlich rauchend, dasass, mit Nanna an seine Knie gelehnt und Dandy unter dem Stuhle zusammengekauert. Der alte Mann merkte gar wohl die Anspielung auf das „jetzige knapp zusammen wohnen“, und was Joes Blick sagen wollte. Aber er schwieg.

Am nächsten Tage kam er aber schon am frühen Morgen aus seinem Schlafzimmer herunter, seine alte Reisetasche an der Hand.

„Was? Du willst uns doch nicht verlassen, Barlow?“ fragte Tante Seleny und heuchelte dabei eine grosse Ueberraschung.

„Doch, Seleny; ich gehe nach Weston und möchte gern Nanna mitnehmen, wenn sie mit will.“

„Mein Gott!“ rief sie aus; „Barlow, wie kannst du an so etwas denken, du bist ja kaum im Stande, für dich selber sorgen zu können.“

Tante Seleny, muss bemerkt werden, konnte Nanna zwar nicht leiden; das Kind war ihr aber zu sehr nützlich, als dass sie es so leicht hätte von sich wegnehmen lassen.

Nanna aber, die mit Onkel Barlow herabgekommen war und mit Angst und Bangen diese Entscheidung gefürchtet hatte, setzte sich nieder und weinte bitterlich.

„Seleny,“ sagte Onkel Barlow mit scharfer Betonung, „ich

weiss, dass ihr beiden miteinander das Kind nicht leiden könnt, so wenig, wie mich. Ich aber werde ihr, um ihrer armen Mutter willen, gut sein.“

„Nein, nein!“ kreischte Frau Emmons, während ihr Mann, der inzwischen dazu gekommen war und erfahren hatte, um was es sich handle, ihr zustimmend mit dem Kopfe nickte und dann, zu Onkel Barlow gewendet, entschuldigend beifügte: „Ich wollte, Ihr wäret länger bei uns geblieben; aber Ihr werdet ja selber einsehen, wie enge und knapp wir aufeinander wohnen.“

Onkel Barlow hatte allerdings dies, ja mehr, er hatte zu viel gesehen. Darum verabschiedete er sich kurz und kalt und ging, gefolgt von Dandy, seines Weges. Als er an die Quelle gelangt war, an welcher er Nanna zuerst gesehen, blieb er nachdenklich stehen, als er auf einmal des Kindes Stimme hörte, an das er so lebhaft gedacht hatte, und den Ruf vernahm:

„Onkel Barlow! Onkel Barlow!“

Fliegend fast kam Nanna den Fusspfad heruntergeeilt, das Buch von des „Pilgrims Fortschritt“, den einzigen Schatz, den sie besass, hoch in der Hand haltend.

„Es wird Ihnen die Zeit vertreiben“, sagte das Mädchen, „wie es mir gethan hat“, und fügte nach kurzer Pause seufzend hinzu: „Ich weiss ja, wie weh es thut, wenn man so allein ist, und es schmerzt mich, dass Sie fortgehen.“

Onkel Barlows Augen verdüsterten sich. Er neigte sich nieder und küsste gerührt das Kind, was er noch nie gethan hatte.

„Behalte du es, mein Liebling“, sagte er dann, das Geschenk zurückweisend, „meine Augen sind ja zu alt, als dass ich daraus lesen könnte.“

Jetzt hörten sie ein Gerümpel von Rädern eines Fuhrwerkes und zwar gerade auf dem Fahr-Wege, der nach Weston führte, wohin sich ja Onkel Barlow begeben wollte. Und bald darauf kam auch ein grosser Wagen in Sicht.

„Das ist ja Jim Dunlap, ein Mann von Westons“, sagte Onkel Barlow, dem Manne auf dem Wagen mit dem Hute zuwinkend; „der wird mich wohl mitfahren lassen.“

Nanna schaute rasch auf den Pfad, der zum Hause führte, und als sie denselben Niemand herunter kommen sah, streckte sie bittend ihre kleinen Arme nach Onkel Barlow aus und rief:

„Nehmen Sie mich mit, Onkel Barlow. Denn Niemand ist mir dort drüben gut; nur du allein hast mich gern. O, nimm mich mit dir!“

Der alte Mann trat betroffen zurück. Aber, seiner verstorbenen, geliebten Schwester Augen schienen ihm, Hilfe bittend aus denen des Kindes entgegen zu blicken.

„Ich will es thun,“ sagte er nach kurzem Besinnen. „Seleny hat ja doch für Niemanden ein Herz, als für sich selber. Es geschieht ihr darum gerade recht.“ Und dann wandte er sich an das ihn bittend und angstvoll anblickende Kind und sagte: „Wenn es dich aber nur nicht reut, dann gehen wir — miteinander.“

Nanna fasste freudig nach seinen Händen, hielt aber auch noch immer das Buch damit fest. Endlich brachte sie die Bitte heraus: „Dann lasst uns aber gehen; denn sonst könnten sie mich missen, ehe wir fort sind.“ Und so wollte sie den Onkel fortdrängen.

Onkel Barlow lachte und sagte: „Das glaube ich auch, aber Kind —“ fügte er bedeutend hinzu: „Du könntest keine bessere Wahl getroffen haben.“

Dann drängte er selber mit den Worten: „Aber nun komm mit, Jim hat es eilig.“

Ein paar Minuten später waren Onkel Barlow, mit Nanna und Dandy sicher unter dem Leinwanddache eines grossen Wagens untergebracht, der auf dem Fahrwege nach Weston, einem unfern gelegenen Landstädtchen dahin rumpelte.

* * *

Etwa ein paar Wochen später hielt ein Joch Ochsen vor der Schreibstube eines Advokaten im Orte Weston. Von dem Wagen, der von den genannten Thieren gezogen wurde, sprang Joe Emmons herunter und trat in die Schreibstube des Advokaten ein, seine Frau bei den beiden Zugthieren auf dem Wagen draussen wartend. Der Advokat sah von seinen Papieren auf, als der Farmer in die Schreibstube trat.

„Nun“, sagte er, „bringt Ihr das Geld, oder wollt Ihr die Thiere wieder zurückbringen?“

„Ich habe das Geld noch nicht zusammen bringen können,“ antwortete Joe, und setzte seufzend hinzu: „die Zeiten sind so schlecht.“

„Das thut mir leid,“ gab der Advokat darauf zur Antwort; aber Eure Schuldverschreibung ist in andere Hände übergegangen.

Hier ist die Adresse des Mannes, der dieselbe an sich gebracht hat, und mit ihm müsst Ihr Euch nun abfinden.“

Der Advokat gab dem Farmer eine Karte und wendete sich wieder seinen Schreibern zu; während Joe, nicht wenig betroffen, die Schreibstube verliess, und mit seiner Frau und dem Gefährten seinen neuen Gläubiger aufsuchen wollte.

Die Adresse leitete ihn zu einem hübschen Landhause mit einem schönen Vorgarten und einer recht anmuthenden Umgebung. Die Thüre zu dem Hause wurde von einem Mädchen geöffnet, das von dem Emmonschen Ehepaar wie ein Geist angestarrt wurde. Denn in einem neuen modischen Anzuge, hübsche Stiefeletten mit glänzenden Knöpfen an den Füßen und sauber frisirt stand ihr ehemaliges Aschenbrödelchen, stand Nanna vor ihnen, gerade so, wie eine wohlthätige Fee sie verwandelt hätte.

„Beim Himmel! ist denn das nicht Nanna!“ rief Tante Seleny aus, nachdem sie wieder ihre Sprache gewonnen hatte.

„Was soll dies heissen?“ fragte aber Joe in strengem Tone. Er befand sich ohnehin in einer sehr ärgerlichen Stimmung darüber, dass sein Schuldschein in die Hände eines Anderen, Gott weiss, in welche! gekommen war. „Ich will dich lehren, fort zu laufen, ohne irgend Jemand wissen zu lassen, wo du zu finden bist!“ drohte er.

Während aber Joe noch so sprach, führte Nanna die beiden in ein fein ausgestattetes Besuchzimmer, in welchem sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen — Onkel Barlow, wie ein Herr gekleidet, in einem Armstuhl sitzen sahen. In seiner linken Hand hielt er einen Streifen Papiers und seine Augen musterten mit schlaun Blicken und durchdringlich die Ankömmlinge. Joe und seine Frau standen sprachlos da und starrten ihn wie einen Geist an. War der alte Mann denn wirklich reich? Und waren sie so dumm gewesen und hatten von der Verstellung des Alten nichts gemerkt? —

„Setzt Euch, Joe und Seleny“, sagte Onkel Barlow. „Freue mich, Euch zu sehen. Nun, was haltet Ihr von meinem kleinen Landsitz? Habe ihn erst vor Kurzem gekauft. Nanna aber habe ich zu meiner Haushälterin gemacht. Ich glaube nicht, dass Ihr sie viel werdet entbehrt haben?“

Onkel Joe hatte sich auf den Rand eines sehr feinen Lehnssessels gesetzt und blickte sich rund in dem Zimmer um. Tante Seleny vermochte aber nur stotternd hervorzubringen:

„Wie — Barlow — wir wussten — nicht.“

„Natürlich nicht,“ unterbrach sie der Angeredete, „Ihr Alleenahmet es doch für eine ausgemachte Sache an, dass ich ein armer Schlucker bin, der nichts hat. Und darnach benahmt Ihr Euch denn auch gegen mich, mit Ausnahme von Nanna.“

Er zog bei diesen Worten das Mädchen her an seine Seite und blickte seine Schwester und seinen Schwager herausfordernd an.

„Ich habe es?“ — fuhr er dann wieder fort — „ich habe es auch gleich gesehen, dass ich Euch nicht willkommen war und dass es Nanna nicht gut bei Euch hatte. Ich wollte Sie nicht gegen Euren Willen mit fortnehmen. Aber, als sie daher gelaufen kam und mir alten armen Manne das Einzige geben wollte, was sie in der Welt als Eigen besass und so hoch schätzte, nämlich ihr Buch: da änderte ich meinen Sinn und sagte ihr, dass sie mit mir kommen sollte. Und ich denke, Ihr werdet sie mir auch lassen.“

„Nicht doch,“ sagte Joe; denn sein habsüchtiger, berechnender Sinn war erwacht. „Ich sehe nicht ein, wie wir sie missen können.“

„Du hast keinen Begriff davon, Barlow,“ rief Seleny aus, welche Sorge wir alle um das verschwundene Kind hatten.“

Nanna sah erschreckt Onkel Barlow an. Denn wie konnte sie ihr neues Heim verlassen und wieder in das frühere, schlimme Leben bei diesen Verwandten zurück kehren? —

„Beruhige dich nur, mein Liebling,“ tröstete Barlow das Mädchen, deren Befürchtung er wohl merkte und verstand. Und zu seiner Schwester gewendet, sagte er: „Es ist wahr, Seleny, ich bin reich. Aber ich bin zu Euch als ein armer Mann gekommen, um zu sehen, ob die Meinigen ausser von meinem Gelde auch von meiner Person etwas halten. Gott sei gedankt, — doch Eines von Euch hat doch die Probe bestanden, Nanna.“

Er streichelte bei diesen Worten Nannas Haar sanft und zärtlich.

Da aber begann Onkel Joe zu grollen: „Wer hat das Mädel denn aufgezogen. Haben wir dabei nicht unser Geld an sie verwendet und wie können wir dasselbe von ihr anders wieder zurück erlangen, als dass sie es bei uns abverdient?“

„Sieh her,“ antwortete Onkel Barlow lächelnd, Joe den Streifen Papier hin haltend. „Siehst du dieses? Nun gut, bevor ich von Euch fortging, hatte ich schon erfahren, dass Ihr sehr in Schulden stecktet, und ich kaufte dann diesen Schuldschein in der Absicht,

Euch ein Geschenk damit zu machen, wenn Ihr irgend ein Mitleid und eine Theilnahme mit einem alten Manne zeigen würdet, welcher arm wieder heimgekommen wäre. Ihr hattet aber keine Liebe zu mir, und so nahm ich diesen Schein denn auch wieder mit mir. Er lautet auf zweihundert Dollars und Eure Thiere sind dafür als ein Pfand unterstellt.“

Joe Emmons warf einen Blick der Verzweiflung auf seine Frau. Onkel Barlow bemerkte denselben mit einem ingrimmigen Lächeln in seinem Gesichte.

„Ich will jedoch,“ begann er dann wieder, „nicht so scharf gegen Euch sein. Ihr habt mich wenigstens, wenn auch ungern, aufgenommen, und das ist schon — Etwas werth. Deshalb hege ich denn auch keine feindlichen Gesinnungen gegen Euch!“ Dann wendete er sich zu Nanna.

„Kind,“ sagte er zu ihr im mildesten Tone, dessen er fähig war, „hier ist deine Tante Seleny und hier bin ich. Nun — vergesse aber ja nicht, dass deine Wahl ganz frei ist — treffe die Wahl zwischen uns beiden. Bei welchem von uns beiden willst du bleiben?“

Statt aller Antwort schlang Nanna ihre Arme um Onkel Barlows Nacken, der, so umschlungen, den Schuldschein Joe haltend sagte:

„Das macht die Sache wohl recht? Hier nimm ihn und verbrenne ihn. Ich habe den Werth desselben erhalten und bin im höchsten Grade damit zufrieden gestellt.“

Die beiden Eheleute schickten sich denn, da sie keine andere Wahl hatten, in die Lage und blieben als Gäste bei einem Mahle, wie sie nie genossen hatten. Als sie dann weggingen, sahen ihnen Onkel Barlow mit Nanna nach.

„Sie thun mir doch leid,“ sagte Nanna und hing sich an ihres Onkels Arm; „sie haben doch so viel verloren!“

„Das ist sicher,“ antwortete er mit einem schlaun Zwickeln in seinen Augen; „sie haben für 200 Dollars ein Mädcl verkauft, das mehr werth ist, als 2000 Dollars. Wir brauchen uns aber nicht darum zu grämen, denn sie haben — sich selbst betrogen.“

29166

zfb Entsäuerung

04. Okt. 2007

Bib.
HfA
Om. 38

In meinem Verlage erschien ferner:

Aus dem Zauberlande.

München

für

Knaben und Mädchen

von

Clara Schott.

Verfasserin von „Osterhäschchen“, „Die Märchentante“,
„Im goldenen Märchenheim“ u. s. w.



1895.

Verlag von Theophil Weber.
Leipzig.